



Aufstand im Kinderzimmer

Warum sich „Tyrannenkinder“
nach Erziehung sehnen

Wolfgang Thierse



SPD-Politiker
sorgt sich
um die
Demokratie

Pokémon Go



Kleine
Monster
machen
süchtig

Cristiano Ronaldo



Fußball-Star
teilt seinen
Reichtum

Liebe Leserin, lieber Leser!

Kinder sind etwas Wunderbares! Es ist ein Wunder, wie ein Mensch entsteht, und ein Privileg, ein Kind beim Aufwachen begleiten zu dürfen. Gleichzeitig ist das anstrengend, herausfordernd – und manchmal auch überfordernd. Wie oft kommen Eltern an den Punkt, an dem sie sich fragen: Was läuft hier falsch? Und was kann ich tun, um meinem Kind die richtigen Werte in der richtigen Art und Weise weiterzugeben?

Mehr als je leben Eltern heute in einer Spannung zwischen Anforderungen im Beruf, gesellschaftlichen Erwartungen und



den eigenen Ansprüchen bei der Kindererziehung. Gleichzeitig stellen Psychologen und Pädagogen fest, dass es Kindern immer schwerer fällt, sich über längere Zeit zu konzentrieren, sich an Regeln zu halten oder auch Mitgefühl mit anderen Menschen zu empfinden. Für die Titelgeschichte dieser Ausgabe des Christlichen Medienmagazins pro hat unsere Redakteurin Swanhild Zacharias mehrere Experten dazu befragt, wo die Gründe für diese Entwicklung liegen und wie wir Erwachsenen den Kindern zu einem verantwortungsvollen Leben verhelfen können.

Der Pädagoge Wilhelm Faix hat uns gesagt: Entscheidend ist, dass Eltern Zeit mit ihren Kindern verbringen. Das hat mich an Jesus erinnert. Er hatte selbst keine Kinder. Aber er stellte sie in die Mitte, „herzte sie“, suchte ihren Blickkontakt, nahm sich Zeit für sie. „Lasset die Kinder zu mir kommen“, sagte er zu seinen Jüngern. Wir möchten nicht nur Eltern ermutigen, sich diesen Satz zu eigen zu machen. Kinder sind kleine, faszinierende Menschen, die Gott uns anvertraut hat.

Auf bewegende Weise verdeutlicht das auch die Lebensgeschichte von Bernd Hocks: Er wurde mit verkürzten Armen geboren. Er heiratet eine nicht-behinderte Frau und sie wünschen sich Kinder – trotz des Risikos einer vererbten Behinderung. Ihr Sohn kommt tatsächlich ohne Arme zur Welt. Wie die Familie damit umgeht, lesen Sie auf Seite 20.

Familie ist auch für den sächsischen evangelischen Landesbischof Carsten Rentzing ein zentrales Thema. Er sieht im Modell von Vater-Mutter-Kind einen Wert, den er bewahren und fördern möchte. Ab Seite 32 lesen Sie in unserem Interview, warum „konservativ“ für ihn beutet, sich der Zukunft zuzuwenden.

Ich wünsche Ihnen eine gewinnbringende Lektüre!

Christoph Irion

Christoph Irion

Christoph Irion



32



43

Inhalt	2
Meldungen	4
Leserbriefe	13
Kolumne: prost!	43

PÄDAGOGIK

Titel: Kleiner Tyrann im Haus	
Warum Kinder erzogen werden wollen	6
Titel: „Zeit für die Kinder ist entscheidend“	
... sagt der Pädagoge Wilhelm Faix im Interview	9

POLITIK

Mit Gebet und Bibel durch den US-Wahlkampf	
Wie sich die Kandidaten der US-Präsidentenwahl als Christen präsentieren	14

GESELLSCHAFT

Gelinde gesagt, getan	
Mit Paulus für ein freundliches soziales Klima	17

pro KOMPAKT

Bleiben Sie jede Woche auf dem Laufenden! Unser pdf-Magazin proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche auf Ihren Bildschirm.

Durch die ansprechend gestalteten Seiten erhalten Sie schnell einen Überblick. Links zu verschiedenen Internetseiten bieten Ihnen weitergehende Informationen.

Bestellen Sie proKOMPAKT **kostenlos!**

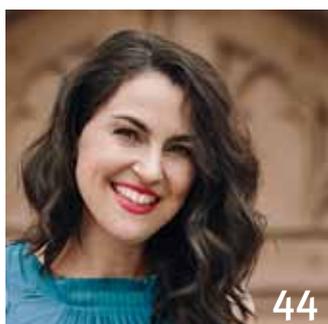
www.proKOMPAKT.de | Telefon (06441) 915 151



22



14



44

Die Jazz-Sängerin Sarah Kaiser widmet sich in ihrem neuen Album der Reformation



28

„Christen streiten zu viel“

Über Evangelikale, ihre Stärken und Schwächen 18

„Jeder hat seine kurzen Arme“

Familie Hock zeigt: Ein Leben mit Behinderung ist nicht weniger wert 20

Die Mehrkämpferin Gottes

Eine ehemalige Leistungssportlerin macht als Ordensschwester Furore 22

Selbstdarsteller mit sozialer Ader

Fußballstar Cristiano Ronaldo hat ein Herz für sich und andere 26

Grün und fair steht jedem gut

Fair gehandelte Mode aus christlicher Überzeugung 28

„Konservativ ist kein Makel“

Der sächsische evangelische Landesbischof Carsten Rentzing im Interview 32

MEDIEN

Bild-Journalist geht mit Gott

Wie Daniel Böcking zum Glauben kam 35

Pokémon Go: Schnitzeljagd mit Taschenmonstern

Das neue Trend-Spiel ist nicht ungefährlich 36

„Das Internet ist ein globaler Stammtisch“

Der SPD-Politiker Wolfgang Thierse über Talkshows und Social Media 38

Also sprach der Bot

Im Internet reden nicht nur Menschen 40

KULTUR

Die Gedanken sind frei

Was Sängerin Sarah Kaiser alte Lieder bedeuten 44

Musik, Bücher und mehr

Neuerscheinungen kurz rezensiert 46

IMPRESSUM



Herausgeber Christlicher Medienverbund KEP e.V.
 Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
 Telefon (0 64 41) 9 15 151 | Telefax (0 64 41) 9 15 157
 Vorsitzende Margarete Hühnerbein | Geschäftsführer Christoph Irion
 Redaktion Martina Blatt, Moritz Breckner (CvD), Nicolai Franz, Daniel Frick,
 Elisabeth Hausen, Anne Klotz, Michael Müller, Norbert Schäfer,
 Jörn Schumacher, Jonathan Steinert (Planer dieser Ausgabe),
 Dr. Johannes Weil, Swanhild Zacharias
 E-Mail info@pro-medienmagazin.de | kompakt@pro-medienmagazin.de

Lesertelefon (0 64 41) 9 15 171 | Adressverwaltung (0 64 41) 9 15 152
 Anzeigen Telefon (0 64 41) 9 15 167 | anzeigen@pro-medienmagazin.de
 Internet www.pro-medienmagazin.de
 Satz/Layout Christlicher Medienverbund KEP
 Druck Dierichs Druck+Media GmbH & Co KG, Kassel
 Bankverbindung Volksbank Mittelhessen eG | Kto.-Nr. 40983201, BLZ 51390000 |
 IBAN DE73 5139 0000 0040 9832 01, BIC VBMHDE5F
 Beilage Israelnetz Magazin (16 Seiten)
 Titelfoto yuryimaging/fotolia



Mittendrin und live dabei: Nicht immer sind Handyvideos glaubwürdig. Die ARD prüft solche Filme, bevor sie sie sendet.

Fernsehen und Handyvideos: Eine Frage der Glaubwürdigkeit

Seitdem jeder Handynutzer eigene Videos in Sekundenschnelle live ins Internet übertragen kann, hat das Fernsehen seine Vormachtstellung verloren, als einziges Medium bewegte Bilder in Echtzeit zeigen zu können. Kai Gniffke, Redaktionsleiter bei ARD-aktuell, sieht das Fernsehen jedoch nicht in einem Wettbewerb zu den Videos auf Twitter und Facebook. „Schneller als live geht nicht“, sagte er in einem Gespräch mit der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Doch müssten die Sozialen Medien im journalistischen Alltag immer „mitgedacht“ werden. „Auch das Fernsehen nutzt sie ja“, erklärte Gniffke. „Aber es zeigt auch, was die Funktion von Journalismus in der Abgrenzung zu den Sozialen Medien sein muss: zu verifizieren, zu recherchieren, einzuordnen und auszuwählen.“ Derzeit wachse das Bedürfnis nach der Dienstleistung von etablierten Medien. Menschen suchten nach einer Einordnung von Informationen durch ihnen bekannte Institutionen. Daher übernehme die ARD auch nicht bedenkenlos Handyvideos aus dem Netz. Eine Verifikationseinheit prüft, ob das vorliegende Material authentisch ist. Bestehen Zweifel an der Echtheit, macht die ARD das in den Nachrichten deutlich oder verzichtet gar auf das Material. „Unser Weg wird im Zweifel ein Weg der Zurückhaltung sein. Wir leisten der Gesellschaft keinen Dienst, wenn wir einfach draufhalten und in einen Wettbewerb um das spektakulärste Bild eintreten“, sagte Gniffke. | ANNE KLOTZ



73 prozent

der Teilnehmer einer wissenschaftlichen Studie kamen keine zehn Minuten ohne ihr Handy aus. Wissenschaftler der Universitäten Würzburg und Nottingham haben für ein Experiment die Probanden mit deren Smartphones in einen leeren Raum geschickt mit der Aufgabe, einfach zehn Minuten zu warten. Die männlichen Teilnehmer schauten im Durchschnitt schon nach 21, die Frauen nach 57 Sekunden auf ihr Handy. Der Durchschnittswert lag insgesamt bei 44 Sekunden. Der schnelle Griff zum Smartphone hängt laut den Wissenschaftlern mit der Angst zusammen, etwas zu verpassen, wenn sie nicht online sind. „Es ist aber schwierig zu sagen, wo hier Ursache und Wirkung liegen“, sagte Astrid Carolus von der Universität Würzburg. Die Teilnehmer selbst gingen davon aus, sie hätten zwei bis drei Minuten ohne Smartphone ausgehalten. „Das Experiment belegt, dass uns viel mehr an diesen Geräten liegt, als wir glauben“, erklärte Jens Binder von der Nottingham-Trent-Universität. Den Zugang zu Information und Interaktion empfänden die Menschen als digitalen Begleiter und Tor zur Welt. Im Schnitt nutzten die Teilnehmer ihr Gerät knapp fünf Minuten lang. Der Stressfaktor Smartphone habe aber keinen Einfluss auf das subjektive Wohlbefinden der Probanden. Die Studie wurde von dem Softwareunternehmen Kaspersky Lab in Auftrag gegeben. | JOHANNES WEIL

Foto: bloomua, fotolia

Drei Fragen an ...

... **Lars Allolio-Näcke**, Geschäftsführer des Kompetenzzentrums für Religion an der Friedrich-Alexander-Universität in Erlangen. Das Zentrum wurde in diesem Frühjahr gegründet und ist das erste seiner Art. Knapp 50 Wissenschaftler bieten dort eine Anlaufstelle für Bürger, Verbände, Behörden und Medien, wenn diese fachliche Fragen zu einer bestimmten Religion haben.

pro: Ist den Deutschen die Kompetenz für Religion abhanden gekommen?

Lars Allolio-Näcke: Das würde ich nicht sagen. Aber natürlich sind die Menschen mit der eigenen Religion besser vertraut als mit einer fremden. Gerade die Situation der Flüchtlinge zeigt, dass das Wissen über Muslime und deren Glauben nicht sehr ausgeprägt ist. Im Fastenmonat Ramadan bekamen wir etwa einige Anfragen zum Thema Fasten. Als die Gastarbeiter nach Deutschland kamen, war der Islam in der Gesellschaft nicht so präsent. Deutsche hatten nicht so viel Kontakt zu Muslimen. Heute kommen die Menschen daran nicht mehr vorbei. Deswegen ist es wichtig, dass sie über die Religionen Bescheid wissen.

Wie laufen die Anfragen konkret ab?

Die Interessenten können aus 50 Wissenschaftlern ihren konkreten Experten aus einem von acht Fachgebieten auswählen. Er beantwortet die gestellte Frage dann telefonisch oder schriftlich. Die meisten Anfragen kommen aus der Praxis. Ein Arzt wollte etwa wissen, ob im Ramadan eine Akupunktur erlaubt ist. Dies hat die islamische Theologin Maha El Kaisy ausführlich und theologisch begründet. Die Vorstellung der Muslime ist, dass man nichts Unreines in den Körper reinbringen darf. Durch eine Akupunktur wird der Körper aber nicht verunreinigt.

Was wünschen Sie sich für die Zukunft des Kompetenzzentrums?

Weil in den Medien häufig nicht die besten Antworten zu Fragen über die Religionen gegeben werden, wünschen wir uns, dass das Kompetenzzentrum eine feste Größe wird. Die Leute sollen wissen, dass sie hier anrufen können und eine kompetente Antwort bekommen.

Vielen Dank für das Gespräch. | DIE FRAGEN STELLTE JOHANNES WEIL



Foto: privat

Der habilitierte Religionspsychologe Lars Allolio-Näcke ist Geschäftsführer des „Kompetenzzentrums Religion“ an der Friedrich-Alexander-Universität in Erlangen. Auf der Internetseite kompetenzzentrum-religion.fau.de können Interessenten für ihre Fragen mit 50 Wissenschaftlern Kontakt aufnehmen.



Foto: Mario Roberto Durán Ortiz (CC BY 3.0)

Die Olympischen Sommerspiele finden vom 5. bis zum 21. August unter den segnenden Armen der Christusstatue in Rio de Janeiro statt – und mit geistlicher Begleitung von Seelsorgern

Olympioniken erhalten geistlichen Beistand

Zu den Sommerspielen 2016 in Rio de Janeiro entsenden die Kirchen Seelsorger zur Unterstützung der deutschen Sportler. Für die katholische Kirche sind Diakon Rolf Faymonville und der deutsche Auslandspfarrer in Rio de Janeiro, Georg Pettinger, vor Ort, von evangelischer Seite die Pfarrer Thomas Weber und Christian Bode. Als Seelsorger sollen die Geistlichen den Athleten jederzeit zur Verfügung stehen, Gottesdienste im Athletendorf und im Deutschen Haus anbieten und „für vertrauliche Gespräche“ bereitstehen. Die deutschen Sportler haben auch ein geistliches Begleitheft mit dem Titel „Mittendrin“ erhalten, das beide Kirchen gemeinsam erstellten. Es ist „als geistliches Trainingsbuch“ gedacht, so die Herausgeber, und bietet den Sportlern biblische Texte, Gebete und Meditationen. Außerdem haben die Athleten die Sportlerbibel „MORE“ bekommen, herausgegeben von der christlichen Organisation SRS (ehemals „Sportler ruft Sportler“) in Zusammenarbeit mit der Deutschen Bibelgesellschaft. Eine Mitarbeiterin von SRS wird in Rio ebenfalls als Ansprechpartnerin für die Athleten vor Ort sein. | **NORBERT SCHÄFER**

KLEINER TYRANN IM HAUS



Übergewichtig, leistungsverweigernd, verhaltensoriginell: Wer der Diskussion um „Tyrannenkinder“ anhängt, sieht häufig schwarz für die Zukunft. Müssen wir uns wirklich Sorgen um die nachwachsende Generation machen oder wird das Thema viel zu heiß gekocht? Eine Spurensuche unter Psychologen und Erziehern.
| VON SWANHILD ZACHARIAS

Max ist sauer. Er fühlt sich ungerecht behandelt. In der Schule guckt ihn die Lehrerin dauernd streng an und sagt: „Max, ich beobachte dich.“ Oder sie schimpft ihn aus. Dabei hat er doch nur seine Milchschnitte aufs Deutschheft geschmiert. Und neulich hat ihn Sergejs Mutter vor der Schule angebrüllt, er sei gefährlich. Dabei hat er Sergej doch nur eine Platzwunde beigebracht, als sie sich stritten. Zum Glück hat sich Max' Mama dann gleich bei der Direktorin beschwert. Und sein Papa hat mit dem Anwalt gedroht. Dann war die Sache erledigt. Unwohl fühlt Max sich trotzdem und er ist irritiert. Was wollen die eigentlich alle von ihm? Er macht doch nur, was seiner Meinung nach richtig ist.

Auch Anna fällt in der Schule unangenehm auf. Sie hat im zarten Alter von 13 Jahren mit ihren Freundinnen im Gymnasium einen handfesten Prostitutionsbetrieb eingerichtet, um sich ihr Shopping zu finanzieren. Wegen der guten Nachfrage und der limitierten Pausenzeiten weiteten die Mädchen ihr Geschäft auf den Nachmittag und die elterliche Wohnung aus. Da ist sowieso niemand zu Hause. „Sex ist einfach etwas, auf das die Typen stehen und mit dem sich super Kohle machen lässt“, sagt Anna.

Diese Geschichten von Max und Anna beschreibt Psychotherapeutin Martina Leibovici-Mühlberger in ihrem Buch „Wenn die Tyrannenkinder erwachsen werden“. Max und Anna stellen dabei die Prototypen der jungen Generation dar, wie die Autorin sie sieht: Übergewichtig, essgestört, chillbewusst, leistungsverweigernd, verhaltensoriginell und tyrannisch. Die Österreicherin betreibt eine Praxis in der Wiener Innenstadt und nimmt bei ihren Schilderungen kein Blatt vor den Mund. Nicht wenige ihrer kleinen Patienten sind Sprösslinge der Wiener Oberschicht, in der Geld kaum eine Rolle spielt.

Materiell lebten diese Kinder häufig im Überfluss, schreibt sie. Es fehle aber eine gute Eltern-Kind-Beziehung. Aus dem „Erziehungsmodell“ sei ein „Begleitmodell“ geworden. Den Eltern sei es wichtiger, von ihren Kindern als „Kumpel“ wahrgenommen zu werden anstatt als Autoritätsperson. Die Eltern wollten, dass sich das Kind „entfaltet“ und möglichst viel ausprobiert, ohne jedoch die Konsequenzen des eigenen Handelns tragen zu müssen, erklärt Leibovici-Mühlberger. Kinder seien für viele Eltern heute „ein Objekt, das man sich aus persönlichen Motiven angeschafft hat“.

Viele Kinder werden heutzutage zu kleinen Tyrannen erzogen, behaupten einige Psychologen. Stimmt das wirklich?

Kinder einer „erkalteten Gesellschaft“

Mit der Einschulung, spätestens aber ab dem Besuch einer weiterführenden Schule sei für die Kinder Schluss mit dem „sich Ausprobieren“. Dann würden gute Noten und positives Auftreten erwartet. Das Kind hingegen wisse damit nicht umzugehen, habe es doch nie Ausdauer, Durchhaltevermögen oder Sozialkompetenz trainiert. Der Nachwuchs fühle sich überfordert, unverstanden durch die neuen Ansprüche, die an ihn gestellt werden, und komme im Schulalltag nicht zurecht. Enttäuschte Eltern, aufmüpfige und widerspenstige Kinder seien die Folge. Die Bindung in der Familie, die sowieso nie sehr eng gewesen sei, bröckele weiter. Der Nachwuchs suche sich stattdessen Gleichgesinnte in seinem Alter, auf die er Bedürfnisse wie das nach Orientierung überträgt, die eigentlich die Eltern stillen sollten. Das Problem: Die etwa gleichaltrigen Bezugspersonen befänden sich selbst noch in der Pubertät und seien kaum reif genug, diesen Anforderungen gerecht zu werden. Leibovici-Mühlberger berichtet von zweifelhaften Mutproben wie Koma-saufen oder einem Pokerspiel mit aus dem häuslichen Arzneischränk geklauten Tabletten, das im Krankenhaus endete.

Sie zieht besorgniserregende Schlüsse aus ihren Beobachtungen: Anna und Max seien die „Protagonisten einer erkalteten Gesellschaft, die ihre Kinder instrumentalisiert und betrügt“. Die heranwachsende Generation sei später als Erwachsene nicht in der Lage, die Zukunft zu gestalten. „Die Alten werden auf diese junge Generation nicht mehr zählen können.“ Angesichts der demografischen Entwicklung sei das ein Problem.

Der Kinder- und Jugendpsychiater Michael Winterhoff stellt ähnliche Thesen zur nachwachsenden Generation auf. Er ist unter anderem Autor des Buches „Warum unsere Kinder Tyrannen werden“. Auf das bezieht sich Leibovici-Mühlberger zwar nicht ausdrücklich, ein Anklang an Winterhoffs Aussagen ist aber zu finden. Der Psychiater prägte mit seinen Thesen die Rede von „Tyrannenkindern“: Das Kind werde von den Eltern wie ein kleiner Erwachsener und damit als Partner behandelt; damit sei das Kind überfordert. Außerdem entwickle der Erwachsene ein übermäßiges Bedürfnis, vom Kind um jeden Preis geliebt zu werden. Eltern begäben sich dadurch in eine Abhängigkeit von ihrem Kind. Aus diesen Punkten folge, dass das Kind Macht und Kontrolle über die Eltern ausübe und sie zwingt, sich komplett nach seinen Wünschen und Bedürfnissen auszurichten – daher der Begriff „Tyrannenkinder“.

Erwachsene seien ihren Kindern damit kein angemessenes Gegenüber, kritisiert Winterhoff. Stattdessen kompensierten sie mit ihrem Verhalten eigene Defizite. Wie auch Leibovici-Mühlberger beobachtet er als Folge daraus Beziehungsunfähig-

keit und soziale Inkompetenz. Die Kinder verfügten nicht über eine altersgemäße Psyche, könnten zum Beispiel ihre eigenen Bedürfnisse nicht zurückstellen und die Gefühle anderer nicht wahrnehmen und einordnen. Vielen Jugendlichen fehle später der eigentlich normale Antrieb, „Ich-Leistungen“ zu erbringen, also sich selbst in Schule und Berufsleben weiterentwickeln zu wollen. Stattdessen seien sie lustorientiert und es komme ihnen nur darauf an, ihre Bedürfnisse unmittelbar zu befriedigen.

Kritik: Empirische Belege fehlen

Beide Psychiater sind überzeugt, dass die Tyrannen der Kinder ein Hilferuf an die Eltern sind: „Erzieht uns endlich!“ Ist die Lage tatsächlich so ernst? Oder übertragen Winterhoff und Leibovici-Mühlberger ihren Praxisalltag zu Unrecht auf die gesamte junge Generation? Und sind wirklich hauptsächlich die Eltern schuld?

Kritik an Winterhoffs Thesen gab es in den vergangenen Jahren häufig. Seine Thesen seien „populistisch“ und entbehrten jeglicher empirischer Belege, meinte Stern-Autorin Doris Scheyink. In seinem Artikel „Wir sind keine Sorgenkinder“ schrieb Martin Spiewak in der Wochenzeitung Die Zeit, der Arzt stütze sich ausschließlich auf Fälle seiner eigenen therapeutischen Arbeit und generalisiere diese: „Das ist etwa so, als schriebe ein Gefängnisdirektor ein Buch über die Moral der Gesellschaft und führte als Nachweis die Verbrechenskarrieren seiner Häftlinge an.“ Auch gegenüber pro äußerten verschiedene Psychologen, die Thesen von Leibovici-Mühlberger und Winterhoff seien unhaltbar. Zitiert werden wollten sie jedoch nicht.

Der Erziehungswissenschaftler Albert Wunsch teilt grundsätzlich die Sorge um die nachwachsende Generation, weist aber darauf hin, dass nicht pauschalisiert und der Blick nicht zu stark auf bestimmte Phänomene gerichtet werden dürfe. „Wir dürfen nicht vergessen, dass ein großer Teil der jungen Menschen mit Optimismus und Engagement ins Leben startet.“ Wunsch ist Dozent an der FOM – Hochschule für Ökonomie und Management in Essen und an der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf. In seinem Buch „Die Verwöhnungsfälle“ beschäftigt er sich mit der Frage, wie Kinder zu mehr Eigenverantwortlichkeit erzogen werden können.

Kinder fördern und fordern

Der jungen Generation möchte Wunsch die Schuld für ihr Verhalten nicht geben. Er sieht das als Folge von geringeren Lebensanforderungen und „lascher Erziehung“. Auch dass junge Menschen heute weniger Verpflichtungen und Aufgaben

„In einer
multikulturellen
Gesellschaft ist
Frustrationstoleranz
das, was man am
meisten braucht. Ich
muss aushalten können,
dass andere anders
leben als ich.“

Lesen Sie weiter auf Seite 11

»

„Zeit für die Kinder ist entscheidend“

Die individualisierte und sich stets im Wandel befindende Gesellschaft stellt Eltern vor Herausforderungen, wenn es um die richtige Erziehung ihrer Kinder geht. Der Pädagoge und Theologe Wilhelm Faix erklärt, warum es dabei vor allem auf die Zeit ankommt, die Eltern mit ihren Kindern verbringen. | **DIE FRAGEN STELLTE SWANHILD ZACHARIAS**



Foto: privat

Wilhelm Faix ist Dozent für Pädagogik und Psychologie am Theologischen Seminar Adelshofen. Neben seiner Dozententätigkeit ist der Vater von drei erwachsenen Kindern auch in der Ehe- und Erziehungsberatung tätig. Er ist Autor verschiedener Bücher in den Bereichen Pädagogik und Praktische Theologie. Zusammen mit Dr. Siegfried Bäuerle veröffentlichte er vor kurzem den Erziehungsaufwurf „Christen, kümmert euch mehr um Familie und Erziehung“.

pro: Was ist wichtig, damit Kinder zu verantwortungsvollen und sozialkompetenten Persönlichkeiten heranwachsen können?

Wilhelm Faix: Die Grundlage dafür ist und bleibt die Eltern-Kind-Beziehung verbunden mit einer wahrgenommenen elterlichen Autorität von der Geburt bis zum jungen Erwachsenenalter. Das wird an den Beispielen im Buch von Leibovici-Mühlberger auch sehr deutlich beschrieben. Soziale Kompetenz wird im Miteinander des Familienalltags gelernt. Leider erwartet die gegenwärtige Gesellschaft diesbezüglich wenig von den Eltern, man setzt fast ausschließlich auf Fremdbetreuung – und das ist ein Trugschluss.

Müssen Eltern in Erziehungsfragen umdenken?

Ein Umdenken ist in der Hinsicht notwendig, als dass man erkennt, dass Familie, Erziehung und alle Inhalte über eine gesunde psychische Entwicklung gelernt werden müssen. Jeder bildet sich heute beruflich fort. Aber kein Mensch kommt auf die Idee, dass Eltern das auch brauchen. Es ist überhaupt keine Selbstverständlichkeit mehr, dass Eltern erziehen oder Familie gestalten können, weil Elternsein lediglich eine Option unter vielen anderen ist. Es werden zwar viele unterschiedliche Kurse – bis hin zum Elternführerschein – angeboten, aber die werden nur von wenigen Eltern in Anspruch genommen, weil das gesellschaftliche Bewusstsein dafür fehlt. Die Familienpolitik vermittelt uns, dass für die Erziehung am besten professionelle Erzieher in Kita, Kindergarten und Schule zuständig sind, was ich für eine Fehlentwicklung halte.

Was müssen Eltern konkret in Sachen Erziehung lernen?

Die Bindungsforschung zeigt, dass ein Kind von Geburt an eine sichere Bindung braucht, um ein gesundes psychisches Leben aufzubauen. Die Vernachlässigung der Eltern-Kind-Beziehung kann zu



Foto: Rachel, lightstock

Eine gute Eltern-Kind-Beziehung ist die Grundlage für eine gesunde Entwicklung des Kindes, sagt Pädagoge Wilhelm Faix

psychischen Problemen beim Kind führen. Ganz wichtig ist die Gestaltung des Familienlebens. Dabei geht es um die Tagesstruktur, Rituale, Regeln und Konsequenzen. Auch gemeinsame Freizeitgestaltung – vorlesen, miteinander reden, spielen, lachen, streiten, arbeiten, etwas unternehmen – und gemeinsame Mahlzeiten sind wichtig für ein Kind und für das Miteinander. Ein gemeinsames Abendritual hilft bei der Entschleunigung nach einem stressreichen Tag – auch den Eltern. In der Apostelgeschichte lesen wir: „Sie blieben beständig in der Gemeinschaft“ (Kapitel 2,42). Das gilt auch für die Familie. Damit sind wir bei der Frage Familie und Beruf. Es ist ein Irrtum zu glauben, dass Familie und Beruf ohne weiteres vereinbar sind. Das ständige Gerede, dass Kinder viel kosten, ist dabei keine Hilfe. In unserer Wohlstandsgesellschaft müssen Eltern lernen, um der Kinder willen zu verzichten.

Die Psychotherapeuten Martina Leibovici-Mühlberger und Michael Winterhoff zeichnen ein sehr negatives Bild der jungen Generation: Egoistisch, sozial inkompetent, lustorientiert, kein Durchhaltevermögen, keine Frustrationstoleranz. Sehen Sie die Entwicklungen auch so dramatisch?

Sowohl Leibovici-Mühlberger als auch Winterhoff sprechen aus ihrer therapeutischen Praxis. Das ist natürlich immer zugespitzt. Die Beispiele, die sie bringen, vermitteln dann den Eindruck: So sind alle. Das kann man natürlich nicht pauschalisieren. Ich finde es aber wichtig, dass man hinhört, was die beiden zu sagen haben. Wir dürfen ihre Feststellungen nicht ignorieren, das wäre fahrlässig.

Als Folge fehlender Sozialkompetenz und fehlender Bindung zu den Eltern befürchtet Leibovici-Mühlberger, dass die junge Generation später nicht in der Lage sein wird, für die Alten zu sorgen. Aufgrund des demografischen Wandels sei das ein großes Problem. Teilen Sie diese Sorge?

Ja, die teile ich. Allerdings nicht in der Weise, dass die nachfolgende Generation nicht mehr für die Alten sorgt. Diese Zuspitzung halte ich für etwas problematisch. Unter anderem deswegen, weil die gesellschaftliche Situation immer im Wandel ist. Ich sehe vielmehr die narzisstische Gesellschaft als Problem. Die Menschen drehen sich immer mehr um sich selbst. Dadurch werden das Miteinander und das Füreinander-da-sein immer weniger. Hier sehe ich ein grundsätzliches Problem. Die psychischen Störungen werden außerdem immer mehr zunehmen.

Die „Tyranneien“ der Kinder seien ein Hilferuf: „Erzieht uns endlich!“, meint Leibovici-Mühlberger.

Das sehe ich auch so. Jede Verhaltensauffälligkeit ist immer auch ein Schrei des Kindes: Helft mir doch. Die große Herausforderung dabei ist, wie diese Hilfe aussehen kann.

Was sind Ansatzpunkte für Eltern, die einen kleinen „Tyranne“ zu Hause haben und das Gefühl haben, mit dem Kind nicht zurechtzukommen?

Man muss natürlich die Situation vor Ort im Detail besprechen. Aber ein allgemeiner Hinweis wäre, dass Eltern ihren Lebensstil und ihren Familienalltag überdenken sollten. Sie müssen sich fragen, was im Familienleben dazu beiträgt, dass sich ein kleiner Tyrann entwickelt

hat. Dazu gehört sehr viel Mut und Ehrlichkeit. Jede Verhaltensstörung des Kindes hat einen Grund. Die alles entscheidende Frage ist, wie viel Zeit Eltern für ihr Kind haben, besonders die Väter. Wie viel Zeit nimmt sich der Vater, um Sorgen und Probleme seines Kindes anzuhören? Macht die Familie miteinander Unternehmungen, kann man zusammen spielen und lachen? Da wird dann oft deutlich, dass der Wille zwar da ist. Praktisch wird aber vieles nicht umgesetzt – zum Beispiel aus Zeitgründen.

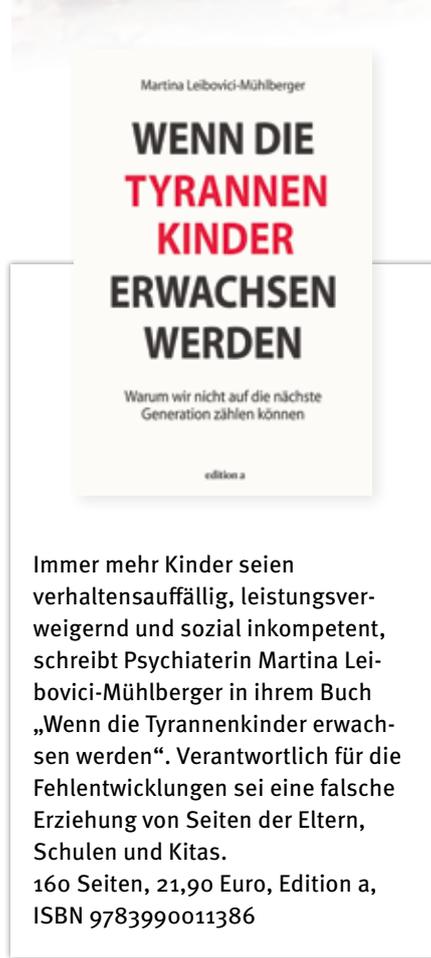
Welche Unterschiede fallen Ihnen auf, wenn Sie verschiedene Elterngenerationen miteinander vergleichen? Haben sich Werte, Moralvorstellungen und Prinzipien gewandelt?

Ein grundlegender Unterschied ist, dass in der Vergangenheit die Wertvorstellungen vom Staat vorgegeben waren und eingefordert wurden. Heute sind die Fragen, die das Familienleben angehen, der Familie selbst überlassen. Es steht Eltern frei, nach welchen Werten sie ihr Leben und ihre Erziehung ausrichten und ob sie diese Werte auch leben. In dieser individualisierten Gesellschaft sind viele Eltern nicht in der Lage, das alleine zu bewältigen. Die Gesellschaft steht in einem ständigen Veränderungsprozess. Damit ist die Gefahr verbunden, dass man die Vergangenheit glorifiziert und die Gegenwart als Verfall bezeichnet. Das ist nicht hilfreich. Man muss fragen, was die neuen Herausforderungen sind gegenüber denen der Vergangenheit. Denn einen Idealzustand in der Erziehung gab es noch nie. Diese Verantwortung zu übernehmen, ist das, worauf es ankommt. Das ist schwierig. Daran scheitern die meisten Eltern.

Unterscheiden sich die Erziehungsmethoden und Orientierungen von christlichen und nicht-christlichen Familien?

Christliche Eltern stehen vor den gleichen Herausforderungen wie andere Eltern, etwa bei Fragen zur gesellschaftlichen Entwicklung im Hinblick auf Beruf und Familie und Zeiteinteilung. Dazu kommt, dass wir eine Milieu-Gesellschaft geworden sind. Die Sinus-Milieu-Studie zeigt, dass christliche Familien am stärksten im bürgerlichen Milieu verankert sind. Und das bürgerliche Milieu im säkularen Bereich hat etwa die gleichen Wertvorstellungen wie Christen in ihrem Milieu.

Vielen Dank für das Gespräch! ■



Immer mehr Kinder seien verhaltensauffällig, leistungsverweigernd und sozial inkompetent, schreibt Psychiaterin Martina Leibovici-Mühlberger in ihrem Buch „Wenn die Tyrannenkinder erwachsen werden“. Verantwortlich für die Fehlentwicklungen sei eine falsche Erziehung von Seiten der Eltern, Schulen und Kitas. 160 Seiten, 21,90 Euro, Edition a, ISBN 9783990011386

Kinder müssen lernen, die Konsequenzen ihres Handelns zu tragen. Davor sollten Eltern sie nicht bewahren, empfehlen Pädagogen.

Foto: Rachel, iStock

>>

hätten, als es vor 30 oder 50 Jahren der Fall gewesen sei, spiele dabei eine Rolle. „Heute höre ich von Eltern von Jugendlichen, dass ihre Kinder noch nie eine Waschmaschine bedient haben und auch keine Aufgaben im Haushalt übernehmen müssen.“ Schon in der Grundschule werde häufig keine Disziplin mehr eingeübt, wenn zum Beispiel das Trinken während des Unterrichts erlaubt sei, anstatt die Kinder daran zu gewöhnen, das in den Pausen zu tun. Und: „Ein Kind, was regelmäßig zur Schule gefahren wird, lernt nicht laufen“, kritisiert der Erziehungswissenschaftler.

Trotz vielfältiger Bemühungen, die Talente ihrer Kinder auszuschöpfen, förderten Eltern sie häufig nicht in den richtigen Bereichen. „Ein Sprachtherapeut sagte mir, dass seine Patienten zu 90 Prozent Kinder sind, die nicht richtig sprechen können, weil ihre Eltern keine klare deutsche Sprache mit ihnen sprechen und sich auch viel zu wenig mit ihnen unterhalten“, sagt Wunsch. Viele Kinder lernten heute zudem nicht mehr schwimmen, weil Eltern seltener mit ihnen ins Schwimmbad gingen. Das bestätigt auch die Deutsche Lebens-Rettungs-Gesellschaft (DLRG): Die Hälfte aller Viertklässler könne heutzutage nicht schwimmen.

Mit Schuldzuweisungen hält sich Wunsch aber zurück, „damit habe ich als Christ Probleme“, sagt er. Lieber spreche er von „Ursachen und Wirkungen“. Nicht nur Kitas beeinflussten die Erziehung heute stärker, weil viele Kinder dort einen Großteil ihrer Zeit verbrachten. Auch die vielfältigen Botschaften in den Medien und in der Werbung wirkten sich auf das Verhalten der Kinder aus. „Wir haben heute viel mehr stille und laute Mit-erzieher als früher.“

„Es ist keine Selbstverständlichkeit mehr, dass Eltern erziehen können.“

Eltern müssen Eltern sein

Wunsch bestätigt Leibovici-Mühlberger und Winterhoff, wenn sie fordern, Kinder müssten ihre Frustrationstoleranz intensiver trainieren: „In einer multikulturellen Gesellschaft ist Frustrationstoleranz das, was man am meisten braucht. Ich muss aushalten können, dass

andere anders leben als ich.“ Mit Grenzen und Konsequenzen leben zu können, sei ebenfalls essenziell. Eltern dürften Kinder nicht vor allen Konsequenzen des eigenen Handelns bewahren – sofern keine unmittelbare Gefahr bestehe. Man solle das Kind zum Beispiel ausprobieren lassen, im Winter ohne Winterkleidung rauszugehen, meint der Pädagoge. „Wenn Kinder aus eigenen Erfahrungen lernen, dass etwas gut war, machen sie es öfter. Wenn es schlecht war, lassen sie es.“ Je intensiver ein Kind die Erfahrung mache, bei Grenzüberschreitungen in Problemzonen zu geraten, desto besser lerne es, Grenzen zu akzeptieren. Bestrafungen seien für Kinder deswegen auch äußerst selten nötig. „Eltern müssen begreifen, dass sie Eltern sind und sich nicht alles gefallen lassen müssen“, fordert Wunsch deshalb. Ein Kind tyrannisieren auf Dauer nie von sich aus. Die Voraussetzung für dieses Verhalten gäben die Eltern. „Das Kind muss mehrmals die Erfahrung gemacht haben, dass es mit Tyrannen weiter kommt.“ Die elterliche Haltung, das Kind meine es doch nicht so, verstärke das tyrannische Verhalten des Kindes.

Die Sehnsucht nach Erziehung

Dass die Verhaltensauffälligkeiten vieler Kinder das Bedürfnis nach Halt und Orientierung ausdrücken, fand eine Studie des

Magazins Stern im vergangenen Jahr heraus. „Die Kinder erleben ihre Welt zunehmend als labil und brüchig. Auch über einer noch intakten Familie schwebt das Damoklesschwert einer möglichen Trennung“, erklärte Stephan Grünewald, Leiter des Rheingold-Instituts, das die Studie durchführte, nach der Veröffentlichung. Kinder bräuchten wieder Eltern, die ihre Elternrolle annehmen, eine klare Position beziehen und ihre Kinder Kinder sein lassen, ist das Fazit der Untersuchung.

Für die Studie, die im Stern anschließend den Titel „Eltern, erzieht uns!“ erhielt, wurden 28 Mädchen und Jungen im Alter zwischen acht und 15 Jahren intensiv über ihr Leben befragt. Die Kinder mussten auf Fragen antworten wie: Was macht dich glücklich? Was setzt dich unter Druck? Was genießt oder vermisst du? Wie fühlst du dich in der Welt? Diese Gespräche wurden mit 200 weiteren Interviews mit Kindern und Eltern der vorangegangenen zwei Jahre abgeglichen. Die Studie zeigt, dass Kinder heute mehr denn je zur Ausdrucksform ihrer Eltern geworden und viele Eltern verunsichert sind, wie sie ihrem Kind richtig gegenüber treten. Der Nachwuchs solle „vorzeigbar“ sein, brillieren und gleichzeitig uneingeschränkt Kind sein dürfen, heißt es.

Das Gefühl der Kinder, ihre Lebensordnung sei labil, rühre daher, dass sie mindestens im Freundeskreis Scheidungen der Eltern oder Patchworkfamilien kennenlernten. Durch veränderte Rollenbilder von Mann und Frau seien für viele Kinder außerdem Ansprechpartner und Zuständigkeiten in der Familie nicht klar. Eltern würden daher als „nicht verlässlich“ erlebt. Als Folge dessen bestätigt die Untersuchung das, was Leibovici-Mühlberger aus ihrer Praxis berichtet: Die Kinder suchen Zusammenhalt in ihren Cliquen und Freundeskreisen. Orientierung für große und kleine Entscheidungen gäben nicht mehr die Eltern, sondern vor allem die Gleichaltrigen.

„Ich muss rödeln, damit ich als Autorität gelte“

Dass diese Entwicklung zu einem Problem für den Arbeitsmarkt werden kann, fand die Ausbildungsumfrage 2016 des Deutschen Industrie- und Handelskammertages (DIHK) heraus. Mehr als 11.000 Unternehmen äußerten sich zu ihren Erfahrungen mit Auszubildenden. Das Ergebnis zeigt, dass die Belastbarkeit, Disziplin und Leistungsbereitschaft vieler junger Menschen abnimmt. Fast die Hälfte der Betriebe sind mit der Belastbarkeit der Jugendlichen unzufrieden. 2006 waren das 39 Prozent. 58 Prozent kritisieren außerdem die mangelnde Leistungsbereitschaft, zuvor waren das 53 Prozent. Bei der Disziplin stellten 48 Prozent der Unternehmen Mängel fest im Gegensatz zum Jahr 2006, als dies 38 Prozent so einschätzten.

Eine Lehrerin aus Mittelhessen, die namentlich nicht genannt werden möchte, beobachtet ebenfalls, dass heute mehr Kinder als zu Beginn ihres über 20-jährigen Schuldienstes verhaltensauffällig sind. In einer Klasse von 27 Kindern seien das bei ihr derzeit fünf. Sie unterrichtet an einer Integrierten Gesamtschule in der Mittelstufe. An der Schule habe sich der Bereich der Erziehungshilfe stark ausgeweitet: Speziell geschulte Kollegen arbeiten mit auffälligen Kindern regelmäßig in einem besonderen Trainingsraum. Sie lernen dort, über ihr Verhalten nachzudenken, und überlegen gemeinsam mit dem Trainer, was sie falsch gemacht haben könnten. Zu den Auffälligkeiten

in der Schule zählten, keine Hausaufgaben zu machen, reinzureden, sich in der Klasse zu schlagen, sich untereinander zu beschimpfen und zu versuchen, andere Kinder mit in Streitereien hineinzuziehen. Auch wenn es diese Auffälligkeiten früher auch gegeben habe – jetzt kämen sie deutlich häufiger vor und mehr Schüler machten dabei mit. „Ich muss richtig rödeln, damit ich in den fünften Klassen als Autorität wahrgenommen werde“, sagt die 60-Jährige. „Nach einer Doppelstunde bin ich manchmal genauso fertig wie nach sechs Stunden Unterricht am Stück.“

Eine Herausforderung seien dabei oft die Eltern, die zum Beispiel nicht einsähen, dass ihr Kind in zu knapper Kleidung in der Schule erscheine. Es sei auch nicht ungewöhnlich, dass mit dem Anwalt gedroht werde, wenn die Ansichten der Lehrer nicht denen der Eltern entsprächen. Nicht selten seien Eltern zudem der Meinung, die Lehrer seien für die Erziehung zuständig. Auch mit dem Durchhaltevermögen mancher Kinder sei es nicht weit her. Am Wandertag fünf Kilometer zu wandern, schafften nur die wenigsten. „Denn sie werden ja zur Schule gefahren und wieder abgeholt. Die bewegen sich gar nicht mehr.“

Es ist nicht alles schlecht

Die Lehrerin fordert aber, das Problem differenziert zu sehen. Jedes Kind müsse individuell betrachtet werden. Sie sieht die Verhaltensauffälligkeiten vor allem als ein Problem einer sich immer schneller verändernden Gesellschaft mit diversen Herausforderungen. „Kinder sind früher reif und Eltern sind sehr stark multi-tasking-mäßig eingebunden“, sagt sie. Viele Mütter wollten und müssten heute schon früh nach der Geburt ihrer Kinder wieder in den Beruf einsteigen. Beide Elternteile seien durch die Arbeit oft sehr eingebunden, sagt die Mutter von zwei erwachsenen Söhnen, die sich in einer Kirchengemeinde engagiert.

Es sei jedoch falsch, den Eltern allein die Schuld zu geben. Es sei zum Beispiel nicht leicht, als Eltern mit einer „Generation Smartphone“ konfrontiert zu sein und selbst dafür noch keine Vorbilder aus früheren Generationen zu haben. Eine besondere Herausforderung stelle auch die Unterhaltungsindustrie mit ihren diversen Angeboten dar: „Die bindet Kinder ganz stark.“ Die heutige Kindergeneration verhalte sich deshalb grundlegend anders als die vor zehn Jahren: „Sie wollen nicht mehr auf der Straße spielen, nur noch vor ihrem PC sitzen.“ Wer heute Lehrer werden wolle, müsse am besten vorher als Pfadfinder oder in der Brennpunkt-Arbeit tätig gewesen sein. Denn: „Es geht nicht mehr nur um Wissensvermittlung, sondern ganz viel um das Vermitteln sozialer Kompetenz.“ Und da brauche man einen „langen Atem“.

Ab und zu macht sie aber auch positive Erfahrungen. „Ich treffe manchmal ehemalige Schüler, die in der Schule sehr schwierige Kandidaten waren, die sich aber mittlerweile ganz positiv entwickelt haben.“ Sie seien oft nicht wiederzuerkennen.

Zu diesen Kandidaten gehören in zehn Jahren hoffentlich auch Max und Anna, wenn sie ins Berufsleben starten. Wünschen wir ihnen bis dahin, dass ihre Eltern den Mut haben, ihnen richtige Eltern zu sein. Und einige Annas und Maxe sind wahrscheinlich weder essgestört noch chillbewusst oder leistungsverweigernd, sondern durchleben einfach die Pubertät. ■

Leserreaktionen zu pro 3/2016



pro-Lesertelefon
(0 64 41) 91 51 71

zu: „Peter Hahne regt sich auf“

In der Rezension „Peter Hahne regt sich auf“ schreibt der Autor kritisch über Hahnes Buch „Finger weg von unserem Bargeld“.

Beim Lesen Ihrer Zeilen meint man womöglich, dass es sich nicht sehr lohnen würde, das Buch zu lesen. Jedoch nennt Peter Hahne gerade die Themen beim Namen, die viele Menschen aktuell beschäftigen. Er wagt es, Gedanken aufzuschreiben, die viele Menschen teilen, aber wegen „politischer Korrektheit“ nie wagen würden, so klar auszusprechen. Und diese Themen, wie jetzt bezüglich der Volkswagen-Diesel-Problematik, sind ja nicht immer dieselben, insofern hat Peter Hahne in diesem Buch viel Neues vorgebracht. Ich möchte das Buch wärmstens empfehlen, vor allem auch als Lektüre zum Wachrütteln und zum Weitergeben an Menschen, die wir zum Glauben einladen möchten.

Petra Pientka, Iserlohn

Beim Christustag in Leinfelden rissen sich die Leute um Hahnes Buch. Nennen Sie mir einen Autor, der das bringt

Zu jeder Ausgabe erreichen uns viele Leserbriefe und E-Mails. Aus Platzgründen können wir nur eine Auswahl davon in gekürzter Fassung abdrucken. Dies beinhaltet keine Wertung oder Missachtung.

Wir freuen uns in jedem Fall über Ihre Zuschriften. Und wenn Sie lieber telefonieren, wählen Sie die Nummer unseres Lesertelefons. Anrufe zu dieser Ausgabe beantwortet pro-Redakteur Norbert Schäfer.



Christliches Medienmagazin pro
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
leserbrieft@pro-medienmagazin.de
Lesertelefon: (0 64 41) 91 51 71
Telefax: (0 64 41) 91 51 75

und damit dann im Nachrichtenmagazin Der Spiegel wochenlang unter den Top-Ten bleibt?! Man muss Hahne ja nicht mit Samthandschuhen anfassen oder auf einen Sockel heben – aber ihn und sein Buch mit ein paar Sätzchen in dem angeblichen „Mehr Evangelium in den Medien“-Blatt so „abzumeiern“, das gehört sich nicht.

Otto Bubeck, per E-Mail

Ich wundere mich sehr, dass pro sich zu so einer einseitigen, negativen Buchbeurteilung hergibt. Hahnes neues Buch zeigt durch die enormen Verkaufszahlen, dass er den Nerv unserer Zeit trifft. Er kritisiert zu Recht die Ansätze zu neuen (gottlosen) Gesellschaftsformen und eine schwache Kirche, verweist aber umso mehr auf eine Neubesinnung auf Jesus Christus. Er tut etwas, was eigentlich die Kirche tun sollte. Von diesem Anliegen Hahnes ist aber keine Spur in der Buchbesprechung. Schade!

Adolf Hägel, Bobengrün

zu „Eine gestörte Beziehung“

Ein seinem Buch „Mainstream – Warum wir den Medien nicht mehr trauen“ ergründet der Journalist und Sozialwissenschaftler Uwe Krüger die Vertrauenskrise zwischen Medien und Publikum.

Mir fehlt auch der investigative Journalismus, der sich eingehend mit einem Sachverhalt auseinandersetzt, so wie das Herr Kleber vom ZDF in der Sendereihe über atomare Rüstung getan hat, indem er Originalplätze besucht und Leute interviewt hat. Kaum jemand stellt hierzulande kritische Anfragen, z.B. an Saudi-Arabien, das gleich von Beginn an die Rebellen von Assad logistisch und finanziell unterstützt hat. Aber den Folgen, die in unschuldigen Flüchtlingen zutage getreten sind, zeigt man die kalte Schulter, obwohl man die Infrastruktur hätte, um 100.000 Flüchtlinge unterzubringen und zu versorgen. Aber das überlässt man lieber sogenannten „christlichen“ Ländern.

Dieter Loest, per E-Mail

zu: „Nicht perfekt, aber vollkommen“

Die Reportage stellt den Geigenbauer Martin Schleske vor, der in seinem Handwerk Bilder findet, die das menschliche Leben, Beziehungen und Gott beschreiben.

Der Artikel ist das Beste, was ich bisher in pro gelesen habe. Der Geigenbauer Martin Schleske besitzt eine große Weisheit im Umgang mit Menschen, was er durch den Geigenbau gelernt hat. Ich denke da vor allem an die Zeilen: „Wer sich Zeit nehme, auf das Gegebene – das Holz oder die Eigenschaften und Persönlichkeiten eines Menschen – zu hören, sich auf dessen ganz individuelle Eigenheiten, seine Fasern, einzulassen, könne einen Menschen zum Klingen bringen. Und nicht etwa ihn benutzen, um die eigenen Ziele zu erreichen.“

Siegfried Ledwon, Feilitzsch

zu: „Keine Angst vor Muslimen“

In seinem Buch „Keine Angst vor dem Islam“ möchte der amerikanische Autor Patrick Nachtigall Vorurteile und Ängste von Christen gegenüber Muslimen abbauen.

Wir brauchen keine Angst vor Muslimen zu haben, denn wir haben mit dem Herrn Jesus Christus den einzigen König, dem alle Mächte zu Füßen liegen werden. Und alles, was in dieser Welt geschieht, muss an unserem Vater, dem einzig heiligen und lebendigen Gott, vorbei. Jeder, der sich durch Gottes Geist leiten lässt, braucht keine Angst zu kennen, denn er weiß sich unter dem Schutz des Allmächtigen geborgen. Weil aber die Muslime, wie aber auch viele andere Mitmenschen, den Herrn Jesus nicht als den einzigen König aller Welt anerkennen, sollten wir Mitleid mit all diesen Menschen haben, die für die Ewigkeit verloren gehen, und ihnen durch unser Leben den einzigen Weg zur Ewigkeit im Himmel weisen.

Reinhard Bahr, per E-Mail

Mit Gebet und Bibel durch den **US-Wahlkampf**

In den USA kann niemand Präsident werden, ohne sich zum christlichen Glauben zu bekennen. Auch die Demokratin Hillary Clinton und der Republikaner Donald Trump, die sich im November zur Wahl stellen, äußern sich mehr oder weniger klar dazu – sicherlich nicht ohne politisches Kalkül. Die Wähler sind von der Religiosität beider Kandidaten nicht wirklich überzeugt. | VON ANSGAR GRAW

Er sammelt Bibeln, die er nach eigenen Worten in großer Zahl von Anhängern geschickt bekommt. Und obwohl er, Donald Trump, nicht jede Briefsendung aufbewahren könne, „würde ich auf keinen Fall eine davon wegwerfen, nein, ich würde nie irgendwas Negatives mit einer Bibel machen, darum behalten wir alle diese Bibeln“.

Sie bekennt sich augenzwinkernd zum gelegentlichen Stoßseufzer: „Oh Herr, warum hilfst du mir nicht, abzunehmen?“, und versichert, deutlich ernsthafter, der Versuch der Kommunikation mit Gott via Gebet sei ihr wichtig, und das habe sich seit ihrer Kindheit nicht geändert, sagt Hillary Clinton.

Beide sind Protestanten, die darum kämpfen, Präsident eines Landes zu werden, in dem die christliche Religion immer noch die Kultur prägt, auch wenn die Bindekraft ein wenig abnimmt: Donald Trump, der Bibelsammler, bekennt sich zum presbyterianischen Glauben, der ursprünglich schottischen Variante der reformierten Kirche. Er habe „über die Jahre eine gute Beziehung zur Kirche aufgebaut“, sagte der Immobilienmilliardär,

der sich im November auf dem Ticket der Republikaner fürs Weiße Haus bewerben wird, 2012 dem Sender Christian Broadcasting Network: „Ich denke, Religion ist eine wunderbare Sache. Ich denke, meine Religion ist eine wunderbare Religion.“

Hillary Clinton, die Betende, gehört der methodistischen Kirche an, für die soziales Engagement wichtiger ist als der Disput um theologische Feinheiten. Ihr Glaube leite sie, so die Kandidatin der



Präsidentenskandidat Donald Trump findet seine christliche Religion „wunderbar“. Mit Bibelwissen konnte der Republikaner bislang jedoch nicht aufwarten.



Hillary Clinton kennt das Weiße Haus bereits aus ihrer Zeit als First Lady an der Seite von Bill Clinton. Jetzt will die Methodistin und Demokratin selbst Präsidentin werden.

Demokraten und ehemalige Außenministerin 2015 beim Jahrestreffen der Frauenbewegung United Methodist Women Assembly, „eine Anwältin zu sein für Kinder und Familien, für Frauen und Männer weltweit, die unterdrückt und verfolgt werden, und denen die Menschenrechte und Menschenwürde bestritten werden“.

In den USA ist seit einigen Jahren eine Schwächung des religiösen Gedankens zu beobachten. Zwischen 2007 und 2014 ging laut einer repräsentativen Umfrage des Pew Research Center die Zahl der Erwachsenen, die sich als „religiös gebunden“ bezeichneten, sich also einer konkreten Kirche oder Glaubensrichtung zu rechneten, von 83 auf 77 Prozent zurück. Unter den religiös ungebundenen Amerikanern sagten 2007 sieben von zehn, dass sie „an Gott glauben“. 2014 waren das nur noch sechs von zehn.

Christliches Bekenntnis als Strategie

Trotz dieser veränderten Quoten leben in den USA weiterhin mehr Christen als in jedem anderen Staat der Welt. Rund 70 Prozent der Amerikaner bekennen sich grundsätzlich zum christlichen Glauben. Darum lässt sich ohne ein Bekenntnis zur christlichen Religion ein erfolgreicher Präsidentschaftswahlkampf in

den USA weiterhin nicht führen. John F. Kennedy hatte 1960 immense Schwierigkeiten, weil er, der Katholik, nicht als „echter Christ“ angesehen wurde; und Kennedy musste darum per Statement versichern, er kandidiere als Amerikaner, nicht als Katholik, und er werde als Präsident gänzlich ungebunden sein in seinen Entscheidungen. Und noch 2008 musste Barack Obama, der den Mittelnamen „Hussein“ trägt und als Kind einige Jahre in Indonesien zur Schule gegangen war, mit viel Energie gegen das Gerücht kämpfen, er sei Muslim. Zudem trat er nach einer erbitterten Kontroverse aus der Trinity United Church in Chicago aus, weil deren pensionierter Pastor Jeremiah Wright in mehreren Predigten angedeutet hatte, die Terroranschläge auf das World Trade Center 2001 seien eine gerechte Strafe für amerikanische Verbrechen in der Welt gewesen.

Darum ist es für Trump und Clinton wichtig (und möglicherweise ja auch ehrlich), dass sie sich als gläubige Christen präsentieren. Allerdings hat Trump den Glauben Clintons in Zweifel gezogen. „Wir wissen nichts über Hillary in Bezug auf ihre Religion“, behauptete der Unternehmer im Juni vor einer Gruppe christlicher Meinungsführer in New York City. Er beschrieb das Christentum als eine Religion, die in den USA massiv angegriffen werde, und er trete an, um die Religionsfreiheit zu verteidigen – gegen die Terrororganisation ISIS, Hillary und andere.

Clinton: Vom Methodismus geprägt

Doch Trumps These, Clinton habe sich selten bis nie über ihren Glauben geäußert, ist schlicht falsch. Bekannt ist, dass sie in einem methodistischen, durchaus konservativen Elternhaus aufwuchs. Dass sie als Kind in Chicago die First United Methodist Church von Park Ridge besuchte. Dass ihre Mutter an der dortigen Sonntagsschule lehrte, während Hillary in der Jugendgruppe aktiv war. Dort wurde in der Bibel gelesen, Altardienst verrichtet, und in der Erntesaison betreuten die Jugendlichen die kleinen Kinder von Wanderarbeitern in der Kommune.

Der junge Priester Donald Jones hatte einen starken Einfluss auf den Teenager Hillary. Er besuchte mit ihr und anderen Jugendlichen im Herbst 1961 eine Predigt seines Kollegen Martin Luther King Jr.

Nicht alle Eltern ließen ihre Kinder zu dem „Unruhestifter“, schreibt Carl Bernstein in seiner Hillary-Clinton-Biografie „A Woman in Charge“. King erklärte den Jugendlichen damals in seiner Predigt: „Die Eitelkeit fragt: Ist das populär? Das Gewissen fragt: Ist das richtig?“

Laut Bernstein ist der „Methodismus, abgesehen von ihrer Familie, vielleicht die wichtigste Grundlage ihres Charakters“. Aber er erwähnt auch, dass während Clintons Jahren als First Lady im Weißen Haus mehrere Mitarbeiter der Meinung waren, „dass sie ihre Religion nutzte, um ihre Fehler zu verdecken. Einige sahen es als eine Maske an in ihrer Beziehung zum Ehemann“ Bill, von dem bekannt ist, dass er ein sehr tentatives Verhältnis zur ehelichen Treue pflegte. Bis heute ist die einstige Senatorin Mitglied der Bibel-Gruppe des Senats und besucht häufig den Gottesdienst in der Foundry United Methodist Church in Washington.

Die religiöse Überzeugung Trumps wurde von Papst Franziskus angezweifelt. Im Februar sagte das Oberhaupt der Katholiken bei einem Besuch in Mexiko: „Jemand, der nur an den Bau von Mauern denkt, wo immer sie auch sein mögen, und nicht an das Bauen von Brücken, ist nicht christlich. Dies ist nicht das Evangelium.“ Der Attackierte, dessen Sieg in den republikanischen Vorwahlen damals noch nicht sicher war, schoss scharf zurück. „Kein Führer, vor allem kein religiöser Führer, sollte das Recht haben, die Religion oder den Glauben eines anderen in Zweifel zu ziehen“, erklärte Trump und fügte hinzu: „Wenn und falls der Vatikan angegriffen werden sollte durch ISIS, was bekanntlich das ultimative Ziel von ISIS ist, dann, das kann ich versprechen, würde der Papst nur wünschen und beten, dass Donald Trump Präsident wäre.“

Bewerber überzeugen mit Religion kaum

Bereits am nächsten Tag entschied sich der Präsidentschaftsbewerber für eine moderatere Tonlage. Der Papst, den er sehr bewundere, hätte sicher anders geurteilt, wenn er ausreichend informiert gewesen wäre: „Niemand hat ihn aufgeklärt über die Kriminalität, niemand hat ihn aufgeklärt über die Drogen, die reinkommen, und über die Wirtschaft, und eigentlich war er sehr freundlich.“

Soll heißen: Wäre der aus Argentinien stammende Papst aufgeklärt, würde er den Bau der Mauer zu Mexiko befürworten. Geschadet hat die Papst-Bemerkung Trump in einem Wahlkampf mit ständig neuen Themen sicher nicht. Gleichwohl werden die Kandidaten beider Großparteien von den Wählern als eher areligiös angesehen.

Bei Clinton sind 44 Prozent der Amerikaner dieser Ansicht, ergab eine Erhebung des Pew-Instituts. Knapp die Hälfte (48 Prozent) halten sie für religiös. Doch laut einer weiteren Pew-Umfrage gehen diese Werte zurück. Selbst Barack Obama, den vermeintlichen Muslim, schätzen mehr Menschen als „sehr oder einigermaßen“ religiös ein als Clinton.

Und Trump? Trotz seiner Versicherung bei einer Pressekonferenz im Januar, „Ich bin ein Christ, ich bin ein guter Christ“, galt Trump in jenem Monat als der am wenigsten religiöse Kandidat im damals noch größeren Bewerberaufgebot der Republikaner. Nur drei von zehn US-Bürgern hielten ihn laut Pew für „sehr“ oder zumindest „einigermaßen religiös“. 59 Prozent schätzen ihn hingegen als „nicht besonders“ beziehungsweise „überhaupt nicht“ religiös ein. Am besten schnitten in der Erhebung die damaligen Mitbewerber Ben Carson, Ted Cruz und Marco Rubio ab.

Ein wenig bibelfester Kandidat

Trump's Image mag nicht nur auf seine harschen Forderungen etwa zum Bau der Mauer, zur Deportierung der elf Millionen illegalen Einwanderer oder zum Einreiseverbot für alle Muslime zurückzuführen sein. Für ebenso viel Skepsis unter Christen sorgen auch Einlassungen, die auf eine weitgehende Unkenntnis der Bibel hindeuten. So wusste er keine Antwort, als er im August 2015 in einem Bloomberg-Interview seine Lieblingsstelle aus der Bibel benennen sollte. „Ich möchte mich dazu nicht äußern“, sagte der Unternehmer darauf, „weil das für mich sehr persönlich ist.“ Und weiter: „Die Bibel bedeutet mir sehr viel, aber ich möchte nicht spezifischer werden.“ Auf die Frage, ob er das Neue Testament dem Alten vorziehe, reagierte Trump erneut wenig konkret. „Wahrscheinlich gleich. Ich denke, das ist einfach unglaublich“, ließ er ratlose Interviewer zurück.

In diesem April entschied sich Trump dann doch für eine bevorzugte Bibelstelle: „Auge um Auge“, davon „können wir so viel lernen“, sagte er im Interview mit dem Radio-Moderator Bob Lonsberry. Trump mag übersehen haben, dass Jesus in der Bergpredigt exakt diese Aufrechnung von „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ für obsolet erklärt und stattdessen fordert, „dass ihr nicht widerstreben sollt dem Übel, sondern: wenn dich jemand auf deine rechte Backe schlägt, dem biete die andere auch dar“.

Für die republikanische Basis ist die christliche Verortung ihres Kandidaten besonders wichtig. Darum hat die Grand Old Party Mitte Juli in Vorbereitung des Nominierungsparteitags ein Parteiprogramm mit dezidiert konservativen Inhalten erarbeitet. Dazu gehört die Forderung, Politiker müssten sich bei der Gesetzgebung durch die Religion leiten lassen, damit „von Menschen beschlossene Gesetze konsistent sind mit den von Gott gegebenen Naturrechten“. Trotz der strikten Trennung von Staat und Religion solle die Bibel auch in öffentlichen Schulen studiert werden, weil das Verständnis ihrer Inhalte „unverzichtbar ist für die Entwicklung einer gebildeten Bürgerschaft“.

Der republikanische Kandidat Trump, das ist anzunehmen, wird mit einem solchen Programm gut leben können. Denn selbst sein Bestseller „The Art of the Deal“ (Die Kunst des Geschäfts) sei „nur die Nummer zwei nach der Bibel“, räumte er im Januar an der Liberty University in Lynchburg/Virginia ein. Für alle Bücher gelte: „Die Bibel pustet alles weg. Nichts kommt ihr gleich, der Bibel.“ ■



Ansgar Graw, Jahrgang 1961, ist seit 2009 für die Zeitungen Die Welt und Welt am Sonntag Auslandskorrespondent in den USA.

Gelinde gesagt, getan

„Jeder soll Eure Güte und Freundlichkeit erfahren“, schreibt Paulus. Das ist eine Herausforderung im Umgang mit anderen Menschen und auch in der Berichterstattung – vor allem, wenn sich Vorurteile Bahn brechen wollen. | VON ANDREAS MALESSA

Aufeinander zugehen oder aneinander vorbeigehen? Ein freundliches soziales Klima kann nicht ohne menschliche Nähe entstehen.

In alten Lutherübersetzungen hieß dieser Satz von Paulus im Brief an die Philipper: „Eure Lindigkeit lasset kundwerden allen Menschen.“ Herrliches Substantiv. Lindigkeit! Leider ausgestorben.

Der aktuelle Duden hat noch die „Linderung“ (von Schmerzen) und das Verb „lindern“. Im Sinne von „erleichtern“, „abmildern“, „stillen“. Wenn etwas „gelinde gesagt“ wird, dann wird es schonend beigebracht, zurückhaltend formuliert, vorsichtig ausgedrückt.

Etwas „gelinde“ zu sagen, großzügig in der Sache, weise im Urteil und freundlich im Ton zu bleiben – ist das ein Luxus für literarische Schöngeister? Werden faktengestützte Sachlichkeit, besonnene Kommentierung und fairer Meinungsstreit zur journalistischen Antiquität? Schön, aber teuer und unpraktisch? Zum Glück nicht.

Dass im brutalen Kampf um Auflagen, Einschaltquoten, Klicks und Likes nur noch die pöbelnde Polemik, das schockierende Bild und der zotige Brüller Aufmerksamkeit fänden, beklagen viele. Die Verrohung des Denkens und der Sprache in (a)sozialen Netzwerken und ideologisch festgefahrenen Medien macht aber auch jene Journalisten erkennbarer, die Demokratie, Menschenrechte, kulturelle und religiöse Pluralität sowie eine freundliche Großzügigkeit im öffentlichen Raum bewahren wollen. Edelfedern sind von Kollegen mit Schnappatmung leichter zu unterscheiden. Die Medien-

landschaft sortiert sich nicht mehr entlang der Rechts-Links-Schablone pensionsreifer kalter Krieger, sondern an der Grenze zwischen absichtsvollem Alarmismus und gesundem Menschenverstand. Auch und gerade unter Christen, die Werte erhaltend, also im besten Sinne „konservativ“ sein wollen.

Ein Klima der Freundlichkeit prägen

Ich kenne und schätze Konservative, die ausstrahlen, dass „Großherzigkeit“ in Philipper 4,5 auf Lateinisch „liberalitas“ heißt. Menschen, die Werte hochhalten, ohne deshalb hurrapatriotisch, fremdenfeindlich oder latent faschistoid zu werden. Deren Konservativität nicht auf Kosten der Humanität geht. Prüfen kann man soetwas an einem hohen Gut des Rechtsstaates: An der gesetzlich garantierten Unschuldsvermutung. Die gilt bei uns, Gott sei Dank, für jeden Festgenommenen in U-Haft, bis ein ordentliches Gericht sein Urteil spricht. Aber gilt sie auch für Schwarzafrikaner auf Wohnungssuche und rumänische Sinti-Frauen im Drogeriemarkt?

Ein Jurastudent aus dem Irak fährt in Anzug und Krawatte mit der Hamburger U-Bahn. Der Fahrkartenkontrolleur glaubt ihm sein ermäßigtes Monatsticket vom Jobcenter nicht, „weil so doch kein Flüchtling aussieht!“. Macht 40 Euro für vermeintliches Schwarzfahren. Bröckelnde Unschuldsvermutung erleben Asylbe-



Andreas Malessa, Jahrgang 1955, ist Evangelisch-freikirchlicher Theologe, Hörfunk- und TV-Journalist für ARD-Anstalten und Buchautor. Zuletzt erschien von ihm „Hier stehe ich, es war ganz anders. Irrtümer über Luther“ bei SCM Hänssler. www.andreas-malessa.de

werber am Postbankschalter, wenn sie per Western Union Bargeld nach Syrien überweisen wollen. „Wieso hat jemand wie Sie denn 200 Euro übrig?!“

Das Gegenteil von Unschuldsvermutung ist der Generalverdacht. Dem zu widerstehen, ist Christenpflicht, sagt Paulus.

Wie man sich in einem Staat fühlt, der die Unschuldsvermutung aufgegeben und den Generalverdacht zum Prinzip erhoben hat, erleben Touristen mit orientalischen Nachnamen auf amerikanischen Flughäfen. Bei der Einreise in ein Land, dessen Waffengesetze 30.000 Erschossene pro Jahr, eine de-facto-Lynchjustiz, ermöglichen.

Der demokratische Rechtsstaat will und muss Sicherheit gewährleisten und die Gesetze exekutieren, keine Frage. Das gesellschaftliche Klima aber, in dem er dies tut – das wird von uns allen geprägt. Am besten, indem „jeder (!) Eure Güte und Freundlichkeit erfährt“. Die Lindigkeit. Herrliches Wort. ■

„Christen streiten zu viel“

Hansjörg Hemminger war fast dreißig Jahre lang in kirchlichen Ämtern mit Weltanschauungsfragen betraut. In einem soeben veröffentlichten Buch beschäftigt er sich mit der evangelikalen Bewegung. Im Gespräch mit pro legt Hemminger die Stärken und Schwachstellen der Evangelikalen offen und bricht eine Lanze für humorvollen Dialog. | DIE FRAGEN STELLTE NORBERT SCHÄFER

pro: Was zeichnet Evangelikale aus?

Hansjörg Hemminger: Die Betonung von Christus im Zentrum ihres Lebens zeichnet die Evangelikalen aus. Der lebendige Kern ihres Glaubens ist die persönliche Christusbeziehung. Das christliche Grundbekenntnis ist „christos kyrios“ – also Christus ist Herr. Das bedeutet, dass er auch Herr über mein Leben ist. Man kann jedoch über den Glauben von Menschen keine Qualitätsurteile anhand ihrer Sprache treffen. Es mag sein, dass eine Frau 30 Jahre im Chor ihrer Kirchengemeinde gesungen und nie das Wort „persönliche Beziehung zu Christus“ in den Mund genommen, diese aber in ihrer Musik gelebt hat.

Was ist das Hauptproblem der evangelikalen Bewegung?

Ihre Vertreter neigten in der Geschichte immer wieder dazu, die Sittlichkeit zu verteidigen, anstatt die Nachfolge Jesu in den Mittelpunkt zu stellen. Ohne Moral funktioniert das Zusammenleben natürlich nicht. Doch wenn wir Jesus Christus bezeugen, geht es darum, sich den Menschen mit der Liebe Gottes zuzuwenden. Das steht für mich vor dem moralischen Urteil und Appell. Um es mit Paulus zu sagen: „Der Glaube rettet, nicht das Gesetz.“ Die sehr berechtigte Abneigung gegen den Verfall moralischer Werte lässt manche auf der anderen Seite vom Pferd fallen – mit Lieblosigkeit, Gesetzlichkeit und Rechthaberei.

Die jährliche Allianzkonferenz in Bad Blankenburg ist eine der zentralen Veranstaltungen der evangelikalen Bewegung

Warum ist das so?

Der Bewegung fehlt eine starke, positive Identität. Das Wort „evangelikal“ ist häufig ein Abgrenzungsbegriff, der signalisiert, was man nicht sein will. Die Leitung der Deutschen Evangelischen Allianz oder vieler Freikirchen läuft deshalb Gefahr, auf die Empörungsmechanismen unserer politischen Kultur zu setzen. Ihnen fehlt die Gelassenheit, mit Kritik und Angriffen in der Öffentlichkeit ruhig und sachlich umzugehen.

Kann man die negativ definierte Identität in eine positive umkehren?

Wenn es ein Mittel dagegen gibt, dann ist es eine ökumenische Haltung, Liebe zu den nicht-evangelikalen Mitchristen, in aller Klarheit und einschließlich der Auseinandersetzung mit dem, was man für Fehlentwicklungen hält. Dadurch kann sich positive Identität bilden. Ich werde mir meiner selbst gewiss, indem ich anderen erkläre, was mir wichtig ist, und von

ihnen höre, was ihnen wichtig ist. Daran fehlt es in der Breite der Bewegung. Ökumene ist verbunden mit dem gemeinsamen Auftrag, das Evangelium zu den Menschen zu bringen. Die entscheidenden Dinge passieren, wo Glaube im Alltag gelebt wird. Wenn Menschen zum Glauben kommen, tun sie das häufiger über persönliche Beziehungen als durch evangelistische Großveranstaltungen. Aber statt Beziehungen zu pflegen, streiten sich Christen viel zu häufig untereinander.

Braucht die evangelikale Bewegung eine Reformation?

Einige Punkte in der Glaubensbasis der Evangelischen Allianz sollte man ändern. Das Bekenntnis zum lebendigen und gegenwärtigen Christus muss darin vor dem Bekenntnis der Autorität der Bibel stehen. Christus muss stärker ins Zentrum rücken. Wenn von der „vollkommenen Sündhaftigkeit des Menschen“ gesprochen wird, ist das für fremde Ohren einfach unverständlich. Und dass das Christentum immer mehr gesellschaftlichen Einfluss verliert, einschließlich der Evangelikalen, ist vielen in der Leitung nicht voll bewusst. Immer wiederkehrende Erweckungsprophezeiungen von Vertretern der Pfingstkirchen fallen jedes Mal in sich zusammen. Wenn ich mich den Herausforderungen der eigenen Zeit stellen will, dann muss ich sie nüchtern und realistisch wahrnehmen.

Woher kommt das evangelikale Bibelverständnis?

Die Bewegung entstand im 19. Jahrhundert aus dem sehr realistischen Eindruck, dass der christliche Glaube bedrängt ist von Wissenschaftsgläubigkeit. Dem wollten



Im Buch „Evangelikal. Von Gotteskindern und Rechthabern“ beleuchtet Hemminger die evangelikale Bewegung. Ab September im Handel. 240 Seiten, 15 Euro, Brunnen, ISBN 9783765520495

die Evangelikalen mit persönlicher Frömmigkeit sowie mit einer Stärkung der Autorität der Bibel entgegenwirken. Die Bibel wurde dabei nicht mehr vor allem als Zeugnis des Glaubens verstanden, sondern als Quelle absolut sicheren Wissens über die Welt: Dadurch konnte man Bibeltexte dem angeblich absolut sicheren Wissen der Wissenschaft entgegensetzen. Dass die Bibel von Christen immer als Heilige Schrift gesehen wurde, bedeutet aber nicht, dass sie vom Wortlaut her unfehlbar ist. Das Wort „heilig“ bedeutet „nahe bei Gott“, also dass die Bibel zu Gottes Handeln an der Welt gehört. Sie bezeugt nach Gottes Willen die Geschichte Gottes mit den Menschen und Jesus Christus. Der Bibelfundamentalismus sieht die Heilige Schrift dagegen als ein ewiges, unfehlbares Lehrbuch. Sie ist der Maßstab für das Verhalten im Sportverein bis hin zum Umgang mit dem Sparkonto. Sie redet über die Natur- und Weltgeschichte, die Staatsverfassung, über Moral und Recht autoritär.

Warum haben viele in der evangelikalen Bewegung ein Problem mit Naturwissenschaften?

Das hängt genau mit dem Bibelverständnis zusammen. Wenn ich die Bibel als alternatives Wissen gegen das Wissen der Natur-

wissenschaft ins Feld führe, dann gerate ich in einen Konflikt zwischen den Weltbildern der biblischen Autoren und der Naturwissenschaft. Wenn ich die Bibel als ein Zeugnis für den Schöpfungsglauben verstehe, habe ich dieses Problem nicht. Ich finde es oft quälend, wenn der großartige Hymnus der Schöpfung (1. Mose 1) mit Gewalt in eine Art kümmerliche Naturgeschichte gepresst und gegen die Naturwissenschaft ins Feld geführt wird. Wir sollten in den Hymnus einstimmen und die Menschen überzeugen, dass er sie zutiefst betrifft. Am Anfang schuf Gott die Welt und am Ende wird er Frieden schaffen. Warum soll ich mir da diese Gefangenenkugel des Kreationismus ans Bein binden, der mich gegenüber der Wissenschaft zwanghaft und aggressiv werden lässt?

Wie reagieren Evangelikale auf Kritik?

Als konkretes Beispiel könnte ich den Streit um den Vorsitzenden der Evangelischen Allianz und Präses des Gnadauer Verbandes, Michael Diener, anführen. Hier wurde eine letztlich ja moralische Frage – die Bewertung von Homosexualität – absolut dominierend, und die Absicht von Michael Diener, nämlich eine Zuwendung zu den betroffenen Menschen, wurde Teilen der Bewegung völlig unwichtig. Es ging nur noch um das richtige Lesen der Bibel und die richtige Dogmatik der Moral. Das ist in der Geschichte der Bewegung öfter passiert. Es ist sicher einer der Schwachpunkte der evangelikalen Bewegung, dass sie mit Öffentlichkeit nicht gut umgehen kann.

Können Sie das konkretisieren?

Nach dem Massenmord von Orlando gab es zwei, drei Kommentare in wichtigen Tageszeitungen, die sagten, der Täter hätte auch ein Evangelikaler sein können. Das war ein echter Fehlgriff, Ergebnis eines realitätsfernen Feindbildes. Dann hatten wir auf der anderen Seite einen unsäglichen Baptistenpastor aus Sacramento, der sinngemäß sagte: Schade, dass nicht noch mehr Schwule erschossen wurden. Wie gewichte ich diese Äußerungen? Ich würde nicht skandalisieren, was die zwei, drei säkularen Kommentatoren sagten, sondern gelassen darauf hinweisen, dass für derlei Äußerungen kein empirischer Befund angeführt werden kann. Was dieser Baptistenpastor sagte, ist aber für die Glaubwürdigkeit unserer Botschaft entscheidend wichtig: Dem zu widersprechen hat eine viel höhere Priorität, als der Süddeutschen Zeitung in die Parade zu fahren.



Hansjörg Hemminger, geboren 1948, ist Verhaltenswissenschaftler und Spezialist für Sekten und religiöse Sondergruppen. Von 1984 bis 1996 war er wissenschaftlicher Referent bei der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen (EZW), von 1997 bis zu seinem Ruhestand 2013 war er Beauftragter für Weltanschauungsfragen der Evangelischen Landeskirche in Württemberg. Er gehörte als sachverständiges Mitglied der Enquete-Kommission „Sogenannte Sekten und Psychogruppen“ des Deutschen Bundestages an.

Mit den Medien sollte man den Dialog suchen. Aber der Baptistenpastor zerstört die christliche Botschaft. Entschlossene Binnenkritik wäre hier deutlich angebrachter gewesen.

Sie haben gerade ein Buch über die evangelikale Bewegung veröffentlicht, das den Untertitel trägt: „Von Gotteskindern und Rechthabern“. Was wollen Sie damit erreichen?

Ich möchte gerne einen Dialog und eine Selbstreflexion bei Evangelikalen fördern: sowohl über die Stärken als auch über die Schattenseiten ihrer Bewegung. Ich wünsche mir eine Offenheit gegenüber anderen Christen und ihren Ideen. Wir müssen nicht die Ehre der Evangelischen Allianz oder der Evangelikalen oder auch der Evangelischen Kirche verteidigen. Es geht darum, dass die Botschaft von der Nähe Gottes in Jesus Christus die Menschen erreichen kann. Wir haben als Christen vom Besten zu berichten, was es zu berichten gibt. Humor wäre eine riesengroße Hilfe bei der Kommunikation mit unserer Umwelt. Um über sich lachen zu können, braucht man eine innere Sicherheit. Wenn wir die als Christen nicht haben, die in der Liebe Gottes geborgen sind, wer soll sie sonst haben?

Vielen Dank für das Gespräch.

„Jeder hat seine kurzen Arme“

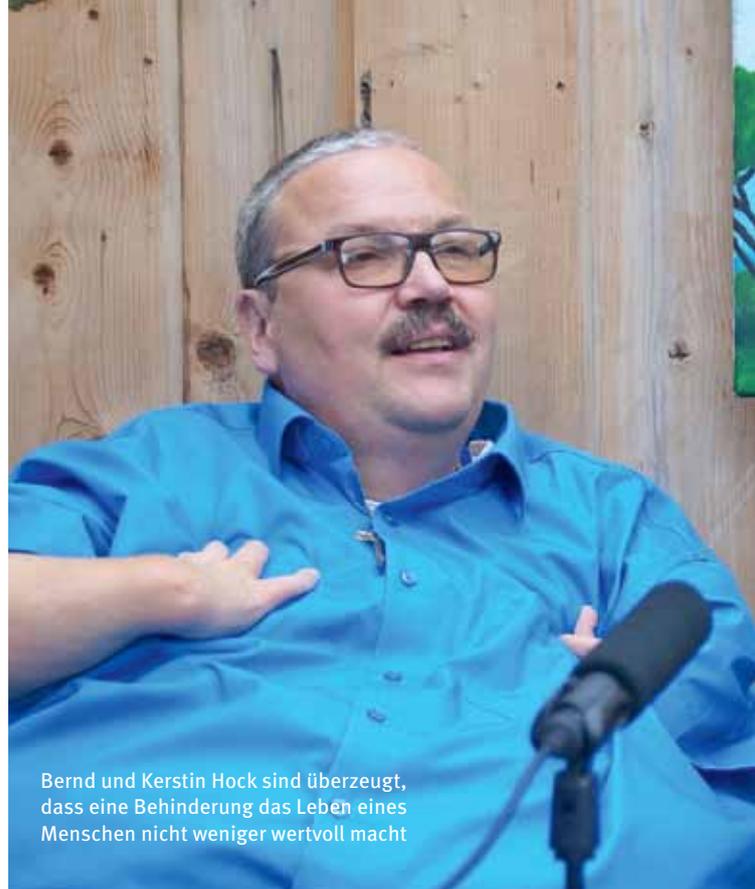
Als Bernd Hock 1968 mit verkürzten Armen auf die Welt kam, war das für die Familie ein Schock. Die Ärzte vermuteten 25 Jahre später einen Gen-Defekt als Ursache. Vor 18 Jahren wurde auch Hocks Sohn ohne Arme geboren. Die Familie will die damit verbundenen Einschränkungen auch als Chance sehen, um für den Glauben und für Gott zu werben. | VON JOHANNES WEIL

Klagelieder sind nicht Bernd Hocks Sache. Daran ändert auch seine Behinderung nichts. Hock hat verkürzte Arme: sein linker Arm endet oberhalb des Ellbogens, seine rechte Hand ist verkrümmt und nicht vollständig ausgebildet. An jeder Hand hat er nur drei Finger. Als er 24 Jahre alt ist, diagnostizieren die Ärzte zudem einen Herzfehler: „Ich habe die Kraft der zwei Herzen“, verweist er schmunzelnd auf seinen Herzschrittmacher. Seine Behinderung beeinträchtigt ihn, aber wirklich gestört habe sie ihn selten, sagt er. Schon als Kind setzte er sich zur Wehr, wenn er auf seine Einschränkung angesprochen wurde. Als eine Frau ihn einmal aus Mitleid einen „armen Buben“ nannte, antwortete der: „Ich bin kein armer Bube, Sie blöde Kuh.“ Es nervte ihn, angestarrt und bemitleidet zu werden.

Er lernt, ganz normal zu schreiben. Selber die Schuhe binden oder Reißverschlüsse schließen kann er nicht. Bis er 14 Jahre alt ist, kann er nur mit Hilfe auf die Toilette gehen: „Wenn es in der Schule dringend wurde, kam meine Mutter.“ Als Teenager geht er mit seinen Kumpels ins Schwimmbad oder auf eine Radtour. Dafür hatten sein Vater und sein Opa ihm eine spezielle Konstruktion gebaut. Seine Mitschüler hänseln ihn selten wegen seiner körperlichen Fehlbildung. Im Gegenteil: Hock ist ein guter Zuhörer und Ansprechpartner für deren Sorgen und Nöte. Diese Empathie hat er sich bewahrt; genau wie seine Schlagfertigkeit und den Humor. Nach dem Abitur studiert er Pädagogik und übernimmt später die Leitung einer Kita.

Schwieriger Kinderwunsch

Seit 24 Jahren ist er mit Kerstin verheiratet. Sie ist nicht behindert. Ihre Ehe ist anfangs umstritten. Kritische Stimmen im Umfeld und in der Verwandtschaft fragen, warum die gelernte Hotelfachfrau sich auf eine Beziehung mit dem behinderten Hock einlasse. „Das ist bis heute kein einfaches Thema“, finden beide. Natürlich haben Kerstin Hock die Argumente und Bedenken, mit einem behinderten Mann zusammenzuleben, beschäf-



Bernd und Kerstin Hock sind überzeugt, dass eine Behinderung das Leben eines Menschen nicht weniger wertvoll macht

tigt. „Ich konnte das nicht alleine entscheiden. Wir haben vieles auch an Gott abgegeben“, betont sie. Doch für sie sind die Pros und Kontras nicht so entscheidend. Nach langen Briefwechseln und Gesprächen haben damals beide ein Ja zu der Beziehung.

Der gebürtige Pfälzer findet seine erste Arbeitsstelle in der norddeutschen Heimat seiner Frau. Das Paar wird 1993 in Pinneberg bei Hamburg sesshaft. Sie möchten gerne Kinder haben. Doch durch Hocks Behinderung wird dieser Wunsch zu einer ethischen Frage für die beiden. Das Holt-Oram-Syndrom, unter dem Hock vermutlich leidet, bekommt statistisch nur jeder 100.000. Die Wahrscheinlichkeit, diese Krankheit zu vererben, liegt bei 50 Prozent; die starke Ausprägung der Behinderung bei 9 Prozent. Ist es zu verantworten, ein Kind zu zeugen, in dem Wissen, dass dieses möglicherweise behindert sein wird? Auch diese Entscheidung bespricht das Paar mit Gott. Zusätzlich haben sie sich eingehend medizinisch und genetisch beraten lassen. „Die Genetikerin hat uns Mut gemacht“, sagt Hock. 50 Prozent Risiko bedeute auch 50 Prozent Chance auf ein gesundes Kind, habe sie betont. Für das Paar ist von Anfang an klar, dass sie nicht abtreiben würden, wenn nicht „das passende Kind“ geboren würde. Die Tochter kommt „nur“ mit einer minimale Veränderung an der Hand zur Welt.

So normal wie möglich

Vor dem zweiten Kinderwunsch stellt sich das Paar noch einmal ähnliche Fragen. Und wieder ist es bereit, sich auf die mögliche Behinderung ihres Kindes einzulassen: „Ich war sehr viel offener als mein Mann“, verrät Kerstin Hock. In der 18. Schwangerschaftswoche erhalten sie die Diagnose, dass ihr Sohn ohne Arme auf die Welt kommen wird – das wurde aus medizinischer Sicht bis dahin ausgeschlossen. „Die Diagnose schlug hohe Wellen. Trotzdem wollten wir uns bewusst auf das Kind freuen.“ Bei all diesen vielen Fragen lernen sie, noch intensiver nicht nur an Gott zu glauben, sondern ihm zu glauben, dass er es gut meint und gut macht, auch wenn sich ein Gefühl der Traurigkeit breit macht.



Foto: pro/Johannes Weil

Hocks beobachten immer wieder, dass andere Menschen unsicher sind, wie sie mit der Behinderung von Vater und Sohn umgehen sollen. „Wir selbst haben uns vermutlich oft die wenigsten Gedanken gemacht, wie wir und unser Sohn auf andere wirken. Für uns war es ja Alltag“, erzählen die Eltern. Der kleine David hatte im Winter im Kinderwagen nackte Füße. „Sie waren ja sein Ersatz für die fehlenden Hände“, erklärt Kerstin Hock. Doch hin und wieder erhielten sie dafür irritierte Blicke. Als David in eine neue Schule kommt, hören die Eltern später, wie viele Gedanken sich das Kollegium über den Umgang mit ihm gemacht habe. „Ein Anruf bei uns hätte genügt und viele Bedenken zerstreut“, schmunzelt die Mutter. Vorwürfe, dass er mit einer Behinderung auf die Welt gekommen ist, haben seine Eltern nicht von ihm gehört, sagen sie. Die Einschränkung der beiden Männer spielt natürlich eine Rolle im familiären Alltag. Aber alle versuchen, so normal wie möglich damit umzugehen und es nicht zu einem zu großen Thema werden zu lassen.

David machte in diesem Jahr sein Abitur und möchte danach im Journalismus einsteigen. Im August berichtet er für die Zeitungen Die Zeit und den Tagesspiegel von den Paralympics in Rio de Janeiro. Seine Artikel schreibt er mit den Füßen. In seiner Freizeit läuft er Halbmarathons. Für das letzte Rennen hat er sich ein T-Shirt mit dem Satz „Lieber arm dran als arm ab“ gestaltet. Seine Schwester hat als Mediengestalterin ihren Traumjob gefunden.

Wider die Angst

Bernd Hock steht auch als Kabarettist auf der Bühne. „Ich bin eine Rampensau“, sagt er. Meist hat er seine Handpuppe Erwin im Gepäck, die er zu den Menschen sprechen lässt. In seinem Bühnenprogramm verarbeitet er Erlebnisse des Alltags. Etwa als ihn erneut eine Frau im öffentlichen Nahverkehr lautstark bemitleidete. Auf die wiederholte Frage, was Hock ohne Arme denn noch machen könne, antwortete er: „Alte Frauen würgen.“ Er möchte aufzeigen, wo die Gesellschaft Probleme im

Umgang mit behinderten Menschen hat. Für ihn ist es kein Problem, Witze über Menschen mit Behinderung zu machen. Hock hat aber auch eine feine Antenne dafür, was andere Menschen vertragen können und was nicht. Er möchte ihnen Mut machen und zeigen, dass ein Leben mit Behinderung nicht weniger Qualität hat als eines ohne. Aktuell arbeitet er zu 80 Prozent als Heilpraktiker für Psychotherapie. Dafür hat er seine Stelle in der Kindertagesstätte an den Nagel gehängt. Als Namen für seine Praxis hat er nicht ohne Grund „Mut-Mach-Büro“ gewählt.

Hock macht noch auf einen anderen Punkt aufmerksam: „Menschen wie ich haben heute nur noch eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit, geboren zu werden.“ Er möchte nicht gegen den medizinischen Fortschritt reden, sagt er. Aber in der Medizin gebe es wenig psychologische Kompetenz, die Behinderung zukünftiger Kinder angst- und wertfrei zu transportieren. Die Geburt ihres Sohnes war für Kerstin und Bernd Hock wichtig: „Als ich auf die Welt kam, erschrakten meine Mutter und das medizinische Personal im Kreißsaal.“ Ultraschallbilder gab es damals noch nicht. „Der Schock meiner Eltern ist schon bald einer unsagbaren Liebe, Mut und Entschlossenheit gewichen“, sagt er. „Bei David haben wir uns gefreut, dass es ihn gibt. Das sollten alle Beteiligten spüren. Wir hoffen, das war ansteckend für sein Leben“, sagen die Eltern. „Nach der Geburt von David brauchte ich kein Zeichen mehr von Gott“, fügt der Vater hinzu. Er ist froh, dass sie bei Davids Geburt so reagiert haben: „Wahrscheinlich hätte kein Mensch gedacht, dass mein Leben und das meines Sohnes jemals so verlaufen.“

Wenn Hock andere Menschen berät, beobachtet er, dass alle darunter leiden, permanent beurteilt und bewertet zu werden: „Der Familienrat hatte bei meiner Geburt mein eingeschränktes Leben schon von der Geburt bis ins hohe Alter geplant.“ Von ihren Erlebnissen mit Gott wollen sie authentisch berichten: „Es gibt Tage, da gelingt mir dies keine Sekunde. Ich bin dann in einer Angstschleife vor der Zukunft und dem Alltag. Angst entsteht immer dann, wenn ich mich bewusst mit eventuellen negativen Konsequenzen beschäftige“, erzählt Bernd Hock. „Wenn wir uns Gott zuwenden, treibt die Liebe die Furcht aus“, ergänzt seine Frau. Sie wünscht sich, dass Menschen durch die Lebensgeschichte von ihr und ihrem Mann „Lust darauf bekommen, sich mit Gott zu beschäftigen. Das wäre toll.“ Ihr Trauers ist eine Aussage von Jesus: „In der Welt da habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ Diese offenen Augen wünschen sich beide: für sich und für andere. Mit dieser Zuversicht und diesem Vertrauen möchten sie leben und können dabei auch über die eine oder andere Einschränkung im Leben hinwegsehen: „Schließlich haben wir in irgendeiner Hinsicht alle unsere kurzen Arme und Einschränkungen.“ ■

Die Lebensgeschichte von Bernd Hock ist ausführlicher im Buch „Gewagte Beziehungen“ geschildert. Autor Holm Schneider stellt darin Menschen vor, die trotz ihres Handicaps den Wunsch nach einer eigenen Familie verwirklicht haben. Neufeld, 14,90 Euro, 120 Seiten, ISBN 9783862567744



Die Mehrkämpferin Gottes

Liebe und Leidenschaft machen das Leben von Schwester Teresa Zukic aus. Als die ehemalige Leistungssportlerin Jesus kennenlernt, tritt sie in ein Kloster ein. Seitdem kann sie nicht mehr anders, als von ihm zu erzählen – auf allen Kanälen. | VON JONATHAN STEINERT

Schwester Teresa ist wohl die erste Nonne, die im deutschen Fernsehen Steptanz vorführte. 1992 hat die damals 28-Jährige einen Auftritt in der Sendung „Schreinemakers Live“. Ein kurzer Einspieler stellt sie zunächst als Ordensschwester vor, die sich in Hanau in sozialen Brennpunktvierteln unter anderem um Kinder amerikanischer Soldaten kümmert, Skateboard fährt, Fußball, Basketball und E-Gitarre spielt. Im Gespräch mit der Moderatorin Margarete Schreinemakers erzählt die ehemalige Kunstturnerin und Mehrkämpferin, wie sie zum Glauben kam und von der Bergpredigt gepackt wurde. Die Kirche müsse mehr zu den Menschen gehen, so wie es Jesus auch getan habe, sagt die junge Nonne. Und als sie gebeten wird, noch eine Stepp-Einlage zum Besten zu geben, antwortet sie: „Für den lieben Gott mach' ich alles“ und legt zu dem Lied „I'm singing in the rain“ los. Schreinemakers' Einschätzung über Schwester Teresa: „Sicherlich ein ganz gelungener Ableger des Bodenpersonals Gottes.“

Noch bevor sie nach der Sendung wieder zu Hause ist, fangen Redakteure von Hitradio FFH Schwester Teresa am Bahnhof ab und wollen ein Interview mit ihr. Sie bekommt danach so viele Anfragen von Journalisten, die die „Skateboard fahrende Nonne“ live sehen wollen, dass sie die Zusage zum Interview irgendwann mit der Bitte um eine Spende für ihre Pfarrei verbindet. Bis heute hatte Schwester Teresa Fernsehauftritte in der ARD, im ZDF, beim Mitteldeutschen und Hessischen Rundfunk, im „Nachtcafé“ bei Wieland Backes im Südwestrundfunk, bei „Markus Lanz“, „Beckmann“ und anderen.

Die Redakteure von Schreinemakers' Sendung hatten Schwester Teresa zufällig im Zug „entdeckt“, als sie mit der jungen Nonne gemeinsam im Abteil saßen. Diese erzählte ihnen ihre Lebensgeschichte, ohne zu wissen, dass sie mit Leuten vom Fernsehen sprach, und stepte auch für sie. „Ich habe einfach von meiner Hoffnung erzählt“, sagt sie. Das macht sie heute noch so und sieht es als Teil ihrer Arbeit an: „Ich habe irgendwann gedacht: Du hast eine Botschaft für alle Menschen. Warum sie also nicht auch auf diesem Wege bezeugen?“

Jesus kommt dazwischen

Geboren wird die heutige Schwester Teresa 1964 als Dana Zukic in Kroatien. Ihr Vater Rasim ist Fußballer und bekommt einen Vertrag in Deutschland, weshalb er mit Frau, Sohn und Tochter nach Weinheim in Baden-Württemberg zieht, als diese sieben Jahre alt ist. Kirche und Religion spielen für die Familie keine Rolle. Dana Zukic lebt als Jugendliche für den Leistungssport.

Als Kunstturnerin wird sie Hessische Meisterin am Schwebelbalken. Weil dieser Sport jedoch die Knochenentwicklung der Heranwachsenden beeinträchtigt, wechselt sie in den Mehrkampf und gewinnt gleich ihren zweiten Wettbewerb. 1,72 Meter hoch, 5,30 Meter weit springt sie, sie gehört zum badischen Kader und wird Badische Meisterin im Mehrkampf. Fürs Abitur geht sie auf das Sportinternat in Bad Sooden-Allendorf und plant, auch beruflich Sport zu treiben. Doch dann kommt ihr Jesus dazwischen.

In der Nacht vor einem Wettkampf kann sie nicht schlafen. In der Hoffnung, beim Lesen einzuschlafen, schnappt sie sich schließlich eines der Bücher, die eine Freundin neben das Bett gelegt hatte. Das ist ausgerechnet eine Bibel. Die junge Frau schlägt sie auf und landet bei der Bergpredigt: „Selig sind, die reines Herzens sind“, steht da. „Da ist es passiert. Ich habe die ganze Nacht gelesen, Gott ist mir begegnet. Das war der zärtlichste Moment meines Lebens.“ Schwester Teresa hat dieses Erlebnis schon oft erzählt – in Vorträgen, Interviews, im Fernsehen. Und doch wirkt sie immer noch begeistert und erstaunt darüber, was ihr da widerfahren ist. „Das war großartig, unfassbar“, sagt sie über ihre Taufe in der Osternacht 1984.

Die Begegnung mit Gott verändert ihr Leben völlig. Bis dahin war sie auf Leistung getrimmt, dachte, ihr Wert hänge von guten Noten und sportlichen Erfolgen ab. Jetzt begreift sie, dass Gott sie annimmt und liebt, ohne dass sie etwas leisten muss. Sie beschließt, den Sport, ihren bisherigen Lebensinhalt, nach dem Abitur an den Nagel zu hängen und in ein Kloster einzutreten. Mit 20 Jahren wird sie Mitglied bei den Vinzentinerinnen in Fulda. „Sport hatte keine Bedeutung mehr für mich. Warum sollte ich noch sinnlos durch den Wald joggen und Gewichte stemmen? Das war vorbei.“ In ihrer Begeisterung für Gott schreibt sie einen zehnzeiligen Brief an ihre Mutter. „Ich dachte, wenn sie das liest, glaubt sie sofort.“ Doch ihre Eltern sind zunächst wenig begeistert. Erst als die Tochter als Schwester Teresa in einem Kinderdorf arbeitet und sie sehen, wie glücklich sie dort ist, unterstützen ihre Eltern sie.

Überraschungen mit Gott

Nach neun Jahren im Kloster, sozialer Arbeit in Brennpunktvierteln, in Senioren- und Behindertenheimen, im Krankenhaus und in der Gemeinde, tritt sie wieder aus – kurz bevor sie die Ewige Profess, die Mitgliedschaft auf Lebenszeit, abgelegt hätte. Sie möchte noch näher an den Menschen sein, ihre eigenen Projekte umsetzen, nicht von Ordensregeln und Strukturen abhängig sein. Zusammen mit Schwester Claudia, die auch im Kloster lebte, und ihrem Beichtvater Franz Reus gründet sie die „Kleine Kommunität der Geschwis-





Der nach oben gereckte Daumen ist eines der Markenzeichen von Schwester Teresa. Die Zeitungsberichte im Hintergrund zeugen von ihrer Zeit als Leistungssportlerin.



Fotos: pro/Jonathan Steinert

Von der Leistungssportlerin zur Ordensschwester: Über ihre Lebensgeschichte und ihre Erfahrungen mit Gott hat Teresa Zucic bereits mehrere Bücher geschrieben. Im Sommer hat sie ein neues Buch über die „Zärtlichkeit Gottes“ vollendet. Das Bild links zeigt sie im Jahr ihrer Taufe.

ter Jesu“ in Pegnitz, wo er die Pfarrstelle übernimmt und die beiden Frauen als Gemeindefereferentinnen arbeiten. In der Zeit schreibt sie mehrere Musicals, leitet Kinder-, Jugend-, und Gemeindechöre, organisiert mit ihren Mitstreitern alle zwei Jahre ein Kirchenfestival und bringt mit dem Projekt „Abenteuerland“ nach einem Konzept der amerikanischen evangelischen Freikirche Willow Creek jeden Sonntag 300 Kinder in die Messe.

Als Pfarrer Reus in den Ruhestand geht, verlässt die Kommunität Pegnitz und findet ihre neue Heimat in Weisendorf bei Nürnberg. Im Eingangsbereich ihres Hauses hängen gerahmte Sammlungen von Flyern, Bildern und Zeitungsartikeln von den Festivals und Musicals, die Schwester Teresa mit auf die Beine gestellt hat. Eine Wand ist für ihre sportliche Vergangenheit reserviert. Auf einem schwarz-weißen Bild, das sie im Flug beim Weitsprung zeigt, hat sie mit „Dana Theresa“ (sic!) unterschrieben. Wer im ersten Stock aus der Küche heraustritt, blickt über das kleine Foyer hinweg direkt auf die ausgebreiteten Arme des gekreuzigten Jesus, den Schwester Teresa in Lebensgröße gemalt hat und der die wichtigste Person in ihrem Leben ist.

„Wir sind nicht mehr verliebt in Jesus“, sagt Schwester Teresa. Sie stellt bei vielen Christen und Gemeinden eine Müdigkeit im Glauben fest. „Wo ist die Begeisterung geblieben? Wir könnten jeden Tag ausflippen vor Freude und tun es nicht. Das verstehe ich nicht.“ Es fehle oft an einer persönlichen Beziehung zu Jesus, die das ganze Leben umfasst, meint sie. „Wir sollten 24 Stunden am Tag mit Jesus leben und auf Gottes Überraschungen warten.“ Von solchen Überraschungen könnte sie viel erzählen. Zum Beispiel davon, als sie mit Pfarrer Reus in der Fernseh-Quizshow von Jörg Pilawa 100.000 Euro gewann. Kurz vorher hatte sie gebetet: „Lieber Gott, wenn du mal ein bisschen Geld übrig hast, denk mal an mich.“ Sie würde sich ein Auto kaufen, denn sie hat noch keines, was für die vielen Wege und Transporte in der Gemeindefereferententätigkeit schwierig ist. Gott antwortet mit einem Anruf von der ARD. Das erspielte Geld reicht für ein Auto und die Gründung einer „Tafel“. „Das war der Hammer. Gott ist so verrückt liebevoll“, sagt sie.

Keine Scheu vor der Öffentlichkeit

Beten und gemeinsamer Lobpreis in der Kommunität ist für Schwester Teresa so selbstverständlich und wichtig wie atmen und essen. Oft schreiben ihr auch Menschen über Facebook Gebetsanliegen oder sie startet selbst Gebetsaufrufe in dem Netzwerk. Dort hat sie eine private und eine Fan-Seite als „Person des öffentlichen Lebens“. Es vergeht kaum ein Tag, an dem sie privat nicht einen Gruß, ein Spruchbild, persönliche Eindrücke, Selfies und andere Fotos von Veranstaltungen postet. Dies kann man über die Schwester-Teresa-App auch direkt aufs Smartphone bekommen. Auch einen YouTube-Kanal hat sie. Mit dem Sankt Michaelsbund, dem Medienhaus der Erzdiözese München und Freising, hat Schwester Teresa, die nebenbei auch Hobbyköchin ist, vor zwei Jahren einige kurze Kochshow-Clips produziert – zur Zubereitung von „Armen Mönchen“ oder „Nonnenküschchen“. Schwester Teresa – das ist auch eine Marke, und Teresa Zucic versteht es, sie zu pflegen. Sie ist auch das Gesicht ihrer Kommunität: Wer diese Gemeinschaft im Internet sucht, landet auf ihrer Seite.

Jedoch macht sie deutlich: Es geht ihr um die Botschaft. Sie ist „im Auftrag des Herrn unterwegs“, wie es zwischen Facebook-Logo, QR-Code und Internetadresse auf ihrem Auto steht. Sie will Menschen berühren und die Liebe Jesu bezeugen, durch die sich ihr Leben so veränderte. Mit ihren Begabungen und den vielfältigen „Kanälen“, auf denen sie aktiv ist, versteht sie sich als Mehrkämpferin für Gott. Sie sieht ihr erstes Leben im Rückblick als Vorbereitung auf ihren Dienst in der Kirche. Die Fähigkeiten, die sie als Sportlerin gelernt hat, helfen ihr jetzt. Nicht nur, dass sie mit Kindern kicken kann, sondern auch den Auftritt vor Publikum, Kameras und Mikrofonen beherrscht.

Authentisch durch Krisen

Seit sie mit ihrer Kommunität nach Wiesendorf gezogen ist, ist sie nur noch in Teilzeit als Gemeindefereferentin tätig. Dafür ist

sie öfter als Rednerin unterwegs – nicht nur im kirchlichen Rahmen. Sie wird für Managerseminare, Handwerkertage, Zahnmedizinerkongresse gebucht, für die Weihnachtsfeier beim Obibaumarkt oder für ein Referat bei der Raiffeisenbank. Auch im Deutschen Rednerlexikon ist sie aufgeführt. Dieses Jahr hat sie bis zum Sommer schon einhundert Vorträge hinter sich. Einer der am meisten nachgefragten ist „Vom befreienden Umgang mit Fehlern“. Nie sei dabei die Initiative von ihr ausgegangen.

Ihre christliche Überzeugung verschweigt sie auch vor „weltlichem“ Publikum nicht. Allein ihre Schwestertracht – blaue Haube, weiße Bluse, blaues Kleid und darüber ein blauer Pullover – zeigt den Zuhörern an, mit wem sie es zu tun haben. „Gestatten Sie, dass ich Ihnen sage, wie Gott mit Fehlern umgeht“, sagt sie dann etwa. Und dann spricht sie von Gottes Liebe, Vergebung, bedingungsloser Annahme, davon, dass es mehr geben muss, als nur Leistung zu bringen – humorvoll, den Menschen zugewandt und verankert in ihren eigenen Lebenserfahrungen. „Das haut sie um“, sagt Schwester Teresa. Sie erzählt, dass schon Zuhörer nach Vorträgen Schlange standen, um ihr zu sagen, was ihnen diese Worte bedeuteten.

Die Ecke des Wohnzimmers, die sich Schwester Teresa als Büro hergerichtet hat, ist an den Wänden vollgestellt mit Regalen, in denen sich Bücher aneinanderpressen. Der Theologe und Journalist Peter Hahne hat dort als Autor ebenso seinen Platz wie der Mutmacher Nick Vujicic, der ohne Gliedmaßen geboren wurde. Auch „Das Schatzbuch des Lachens“ steht im Regal. Von einem A4-Zettel strahlt ein großer gelber Smiley. Auf den ersten Blick wirkt es so, als wäre Schwester Teresa immer gut drauf. Der nach oben gereckte Daumen ist auf Fotos eine ihrer Lieblingsposen. „Läuft bei mir“, scheint er zu sagen. „Gut drauf, weil Gott mich liebt“, würde es Schwester Teresa formulieren.

Bei ihren Gesprächen nach Vorträgen stellt sie fest, dass Kränkungen und Verletzungen ganz oben auf der Sorgenliste vieler Menschen stehen. Deshalb beschließt sie, einen Vortrag zu diesem Thema auszuarbeiten. Ein Jahr müht sie sich damit. „Erst als ich selbst verletzt und gekränkt wurde, wurde der Vortrag authentisch.“ Dieses konkrete Erlebnis, das sie nicht genauer schildern möchte, stürzt sie beinahe in eine Depression. Auch die Auseinandersetzungen, die es mitunter in der Gemeindearbeit gibt, und Spannungen, die sie im Kloster erfahren hat, lächelt sie nicht einfach weg. Im Glauben hat sie als junge Frau eine Krise und Zweifel durchlebt. „Die Leute nehmen mir ab, was ich sage“, erklärt sich Schwester Teresa daher die Resonanz auf ihre Rednertätigkeit.

Nicht ohne Leidenschaft

Als Seelsorgerin ist Schwester Teresa im Grunde immer im Einsatz. Sie verkürzt auch mal ihren Sommerurlaub, um für einen ausgefallenen Referenten einzuspringen. Wenn sie doch mal Zeit für sich hat, malt sie gern oder geht ins Kino – „Star Wars“ hat sie zuletzt gesehen. Die Fußball-EM hat sie mit Jubel und Flehen verfolgt. In der Bundesliga ist sie für Bayern München.

Als junge Frau hat sie davon geträumt, fünf Kinder zu bekommen – eine Basketballmannschaft. „Ich wusste: Wenn ich einen Partner finden sollte, dann würde ich ihn zu Tode lieben. Was ich tue, tue ich mit Leidenschaft“, sagt sie. Diese Leidenschaft gehört seit über 30 Jahren Jesus. Sie ist daher froh, dass sie sich für ein Leben ohne Partner entschieden hat. Aus ihren Begegnungen kennt sie die Spannung zwischen Familie und Gemein-



In ihrer Freizeit malt Schwester Teresa gern. Dieses Gemälde von Jesus hängt im Foyer ihres Hauses.

de, in der etwa evangelische Pfarrer leben. „Das stelle ich mir sehr schwer vor. Ich habe für die Menschen Zeit, die andere so nicht haben“, sagt sie. Als sie sich in den Brennpunktvierteln um Kinder kümmerte, sei sie wie eine Mutter für sie gewesen – und ist bis heute wie eine Schwester für viele andere. ■

Anzeige

**Gott findet
BILD-Journalisten!**

Daniel Böcking
**Ein bisschen
Glauben
gibt es nicht**
Wie Gott
mein Leben
umkrepelt

Daniel Böckings Bekenntnis zu Jesus hat sein Leben umkrepelt: von einem Alltag zwischen Partys und Job-Stress in der BILD-Chefredaktion zu einem Leben allein nach Gottes Wort. Diese Umkehr ist für ihn »ein Sechser im Lotto« und er will mit seiner Geschichte andere ermutigen, diesen Hauptgewinn auch anzunehmen.

224 S. / geb. mit Schutzumschlag
€ 17,99 (D) / € 18,50 (A) / CHF* 24,50
ISBN 978-3-579-08640-8
Auch als E-Book erhältlich

GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS

www.gtvh.de

*empf. Verkaufspreis

Selbstdarsteller mit sozialer Ader

Cristiano Ronaldo ist der Superstar des europäischen Fußballs. Seine Eitelkeit und sein Hang zur Selbstdarstellung wirken auf manchen abstoßend. Jedoch weiß der dreimalige Weltfußballer des Jahres genau, wem er was zu verdanken hat. Am meisten wohl seiner Mutter, die ihn ursprünglich abtreiben lassen wollte. | VON WOLFRAM WEIMER



Foto: picture alliance

Im Juli holte die portugiesische Fußball-Nationalmannschaft den Europameistertitel. Cristiano Ronaldo konnte im Finale gegen Frankreich jedoch nicht so helfen, wie er es wollte, da er sich nach einem Foul verletzungsbedingt auswechseln lassen musste.

Ich bin der beste, zweitbeste und drittbeste Spieler der Welt.“ Cristiano Ronaldo sagt manchmal Dinge, die so arrogant klingen, dass sie schon wieder lustig sind. Nach dem Europameistertitel ist der portugiesische Superstar des Fußballs ohnedies in einer Sphäre des Unwirklichen, die ihm jede Affektiertheit, jede alberne Eitelkeit als stimmig schillernde Paillette in seinem glitzernden Heldenhemd erscheinen lässt.

Dabei ist Ronaldo nicht nur im EM-Endspiel verwundbar und sentimental gewesen. Er ist es sein Leben lang. In Portugal nannten die Mitspieler ihn lange „Heulsuse“, weil er selbst bei vergebenen Torchancen schon mal feuchte Augen bekam. Seine Mutter erzählt in ihrem Buch „Mutter Courage“, das zunächst auf Portugiesisch erschien und diesen Sommer auf den spanischen Markt gekommen ist, die Geschichte eines zerbrechlichen Jungen, der den Helden nur spielt, weil das Leben ihm so vieles bereits zerbrochen hat.

Danach wuchs Ronaldo in bitterer Armut auf der Atlantikinsel Madeira auf. Seine Mutter musste nach dem frühen Tod ihrer Mama – und um dem schieren Hunger zu entkommen – ins Waisenhaus, mit 13 ging sie von der Schule, um mit dem Flechten von Erntekörben Geld zu verdienen. Vater Dinis war Fischereihilfe, wurde zur Armee eingezogen und kämpfte in Afrika für Portugals Kolonien. Er kehrte als gebrochener Mann zurück, wurde Platzwart eines Fußballclubs und verfiel dem Alkohol. Der kleine Cristiano musste seinen betrunkenen Vater immer wieder voller Scham in der Bar abholen; zuhause schlief die ganze Familie in einem Zimmer, getrennt durch einen Vorhang.

„Ich konnte meinen Vater nicht kennenlernen, wir haben nie ein ernstes Gespräch geführt. Er war fast jeden Tag betrunken“, erzählte Ronaldo später. Er habe sich immer gewünscht, sein Vater wäre ein anderer gewesen. 2005 verlor er ihn endgültig. Der 53-Jährige starb an Leber- und Nierenversagen. Er hinterließ seinem Sohn eine unerfüllte Liebessehnsucht und den Namen: Ronaldo, benannt nach dem damaligen US-Präsidenten Ronald Reagan.

Ronaldo kommt doch zur Welt

In dem Buch berichtet Maria Dolores dos Santos Aveiro aber nicht nur von trostloser Armut und Verzweiflung. Sie erzählt auch, dass Ronaldo ein ungeplantes Kind gewesen sei, das vierte von Dinis und Dolores. Ein Kind, das sie glaubt, sich einfach nicht mehr leisten zu können. Und so denkt die Mutter – obwohl katholisch und religiös – vor der Geburt im Februar 1985 aufgrund ihrer finanziellen Lage an Abtreibung. „Er war ein Kind, das ich abtreiben wollte. Gott wollte nicht, dass das geschieht, und ich war gesegnet deswegen, denn deswegen hat Gott mich nicht bestraft.“

In ungewöhnlicher Offenheit schreibt sie aber auch über die genauen Umstände der erwogenen Abtreibung. Demnach sei sie zum Arzt gegangen und habe aus schierer Not darum gebeten. Der jedoch habe ihr gesagt: „Das kommt gar nicht in Frage. Sie sind 30 und haben keinen physischen Grund, dieses Kind nicht zu bekommen. Sie werden schon noch sehen, dass das Kind die Freude Ihres Hauses wird!“

Daraufhin unternahm die Mutter Ronaldos einen Abtreibungsversuch auf eigene Faust. Eine Nachbarin erzählte ihr, sie müsse Dunkelbier kochen, kräftig davon trinken und in diesem Zustand einen stundenlangen Gewaltmarsch antreten, dann würde es von alleine zu einer Fehlgeburt kommen. Sie habe das dann tatsächlich vergeblich versucht.

Maria Dolores dos Santos Aveiro begründet die Öffentlichmachung dieser Geschichte damit, dass sie junge Frauen heute von Abtreibungen abbringen wolle. „Überlegt es Euch besser zweimal“, sagte sie bei der Buchpräsentation. „Manchmal neckt Cristiano mich und sagt: ‚Du wolltest nicht, dass ich geboren

werde. Aber nun siehst du, dass ich euch allen helfe.‘ Nun ja, jetzt können wir darüber lachen.“

Ronaldo hat mit seiner Mutter bis heute ein besonders inniges Verhältnis. Sie sagt über ihn: „Alles, was ich habe, schulde ich ihm.“ Er sagt über sie: „Sie ist die wichtigste Person in meinem Leben. Sie hat mir alles gegeben, ist in guten und schlechten Zeiten an meiner Seite, hat nie eine Tür zugeschlagen.“ Auch während des Endspiels saß Mama Ronaldo im Stadion und twitterte ihren Ärger über das Foul des französischen Spielers Dimitri Payet an Ronaldo in die Welt: „Ich kann meinen Sohn so nicht sehen. Im Fußball geht es darum, den Ball zu treten – und nicht darum, dem Gegner Schaden zuzufügen!“

Egozentriker und Kamerad

Als sie ihren hochtalentierten Sohn im Alter von nur zwölf Jahren ins 1.000 Kilometer entfernte Fußballinternat von Sporting ans Festland nach Lissabon ziehen lassen musste, habe es sich für sie angefühlt, „als hätte ich ihn ausgesetzt“. Ronaldo erinnert sich, dass seine Mutter beim Abschied bitterlich geweint habe: „Aber sie wusste, dass es die Chance meines Lebens war.“ Es sei der traurigste und gleichzeitig schönste Tag seines Lebens gewesen. Ronaldo musste sehr früh sehr erwachsen werden. Er brannte vor Ehrgeiz und Disziplin, um ja nicht zu enden wie sein Vater, der Alkoholiker. Bis heute trinkt Ronaldo nie – raucht nie, hat nicht einmal Tattoos.

In Lissabon wird er wegen seines Inseldialekts gemobbt, doch er beißt sich mit unbändiger Disziplin durch, schleicht sich selbst nachts noch in den Kraftraum und verbindet seine Willensstärke mit einer Gabe, die wenige ihm zutrauen, die er aber immer wieder erstaunlich unter Beweis stellt – er kann bei allem eitlem Egoismus geben und teilen wie einst mit seinen Geschwistern in der Hütte von Madeira. Als ein junger Afrikaner zu Sporting kommt, fehlt ein Bett. Ronaldo bietet seines an. Und schläft selber auf dem Boden. Sein ältester Jugendfreund Albert Fantrau bezeugt diese Gönnerseite eindrucksvoll. Als nämlich die Sporting-Scouts kamen, hieß es angeblich: „Wer die meisten Tore erzielt, den nehmen wir.“ Es stand dann aber 2:0, Ronaldo und Fantrau haben je ein Tor erzielt. Dann passte Fantrau uneigennützig zu Ronaldo, 3:0, fertig. „Danach nahmen sie mich“, erzählte Ronaldo später. Doch Fantrau wird daraufhin zeitlebens von Ronaldo unterstützt. Obwohl arbeitslos, hat er heute ein großes Haus und Autos, es geht ihm finanziell bestens. Warum? „Das alles kommt von Cristiano.“

Mitspieler berichten, dass seine Eitelkeit zuweilen unerträglich sei, dass er andererseits aber ein echter Kamerad und Helfer sei. Er könne wirklich gönnen. Mutter Dolores schwärmt: „Mein Sohn ist ein großer Mann, ein Freund der Familie, von allen. Er hilft gerne.“ So spendet der Real-Kicker mal eben seine 600.000 Euro Siegesprämie für den Gewinn der Champions League. Syrische Kinder oder teure Operationen für Schwerkranke, er hilft, er ist der vielleicht größte Einzelspender im europäischen Sport, von Kinderhilfswerken bis zu Tsunami-Opfern wissen sie, Ronaldo gibt großzügig. Am liebsten aber seiner Mutter. Zum 61. Geburtstag überrascht er sie mit einem weißen Porsche als Geschenk. „Dieses Spielzeug habe ich von meinem Jungen bekommen“, postet sie stolz auf Instagram. Seine Mutter fasst alles so zusammen: „Er hat ein gutes Herz. Dieser Junge ist von Gott gemacht.“ Und nicht abgetrieben. ■



Fotos: GLIMPSE CLOTHING, 3FREUNDE, LOVE YOUR NEIGHBOUR

GRÜN UND FAIR

STEHT JEDEM GUT

Immer mehr Menschen achten bei ihrem Konsum auf Nachhaltigkeit – darauf, dass Produzenten schonend mit der Natur und gerecht mit Arbeitern umgehen. Im Bereich der Mode wird „Green Fashion“ und „Ethical Fashion“ immer bedeutsamer. Produzenten und Designer handeln dabei auch auf Grundlage christlicher Werte und Überzeugungen und übernehmen so Verantwortung für die Umwelt und die Menschen darin. | VON NORBERT SCHÄFER



David Togni hat Nächstenliebe für die Modebranche übersetzt und in Form gebracht

Die Gründer von Glimpse, Nathalie Schaller, Teresa Göppel-Ramsurn und Simon Schaller (v.l.n.r.), schaffen mit ihrer Mode Lebensperspektive



Beim Einsturz einer Textilfabrik kamen 2013 im bengalischen Sabhar mehr als 1.100 Menschen ums Leben. In dem Gebäude waren zu dem Zeitpunkt über 3.000 Arbeiter damit beschäftigt, Hosen, Hemden und T-Shirts zu nähen. Bangladesch ist nach China der zweitgrößte Textilproduzent der Welt. Etwa 3,5 Millionen Menschen arbeiten in der Textilindustrie, 80 Prozent davon sind Frauen. Das Unglück legte offen, dass die Gebäude- und Brandschutzvorkehrungen in den Fabriken unzureichend und die Mindeststandards der Arbeitsbedingungen nicht erfüllt waren. Medienberichten zufolge hatten Textilhändler und Modediscounter aus Deutschland, aber auch namhafte Marken in der Fabrik produzieren lassen. An dem Unglück entzündete sich in der Folge eine Diskussion über faire Entlohnung der Arbeitskräfte, aber auch über die Nachhaltigkeit in der Modeindustrie. Nach dem Unglück wurde für die Branche ein monatlicher Mindestlohn festgelegt, der je nach Lohnstufe zwischen umgerechnet rund 30 und 65 Euro schwankt.

Der Gedanke der Nachhaltigkeit gewinnt als Leitbild immer stärker an Bedeutung für politisches, wirtschaftliches und ökologisches Engagement. Dieses Prinzip stammt aus der Waldwirtschaft und verlangt, dass in einem Wald nur so viel Holz eingeschlagen werden darf, wie dort in absehbarer Zeit auf natürliche Weise nachwächst. In der Modebranche hat das Prinzip zum Ziel, die Arbeits- und Lebensbedingungen der Beschäftigten in der textilen Produktionskette, vor allem in den Niedriglohnländern, zu verbessern und die ökologischen Belastungen bei der Produktion von Kleidung zu minimieren.

Pro Jahr werden in Deutschland rund 73 Milliarden Euro für Kleidung ausgegeben. Immer mehr Menschen sind bereit, fair gehandelte Produkte zu kaufen, auch wenn sie einen höheren Preis haben. Doch das ausschlaggebende Kaufkriterium ist das in der Regel nicht. „Die wichtigsten Kriterien der allermeisten Kunden sind Ästhetik, Passform und Preis. Erst danach kommt an vierter oder fünfter Stelle der Gedanke der Nachhaltigkeit“, sagt Hartmut Spiesecke, der Pressesprecher des Gesamtverbandes der deutschen Textil- und Modeindustrie.

Mode, die Hoffnung macht

Dass Nachhaltigkeit, Fairness und Ästhetik keine Widersprüche sind, zeigt das Modelabel Glimpse. Nach dem Jurastudium in Tübingen wurde Nathalie Schaller bei einem freiwilligen sozialen Einsatz in Kambodscha auf das Problem des Menschenhandels aufmerksam und lernte Frauen kennen, die aus der Zwangsprostitution befreit wurden. Diese hatten keine beruflichen Perspektiven und so wuchs die Idee, für benachteiligte Frauen Arbeits- und Ausbildungsplätze zu schaffen.

„Jeder Mensch hat einen Wert, der ihm von Gott gegeben ist. Damit sie das erkennen können, wollen wir sie echte Nächstenliebe spüren lassen.“

Dazu gründete sie zusammen mit ihrem Mann Simon und der Münchener Modedesignerin Teresa Göppel-Ramsurn 2013 das Modeunternehmen Glimpse. Für die Produktion ist die gemeinnützige Partnerorganisation Chaiim Foundation in Indien verantwortlich, die 14 ehemalige Zwangsprostituierte sowie Schneiderfachpersonal einstellte. Zudem beschäftigt die Organisation neben den Näherinnen auch eine Sozialarbeiterin und eine Englisch- und Mathelehrerin, die den Frauen helfen sollen, über Bildung zu einem selbstbestimmten Leben zu

gelangen. Freiwillige, Fotografen, Models und Texter unterstützen Glimpse in Deutschland ehrenamtlich oder für wenig Geld. Die Arbeit in Indien soll für die Frauen ein Hoffnungsschimmer sein, ein „Glimpse of hope“ – daher der Name des Labels. Der tägliche Englisch- und Mathematikunterricht gehört für die Näherinnen zur Arbeitszeit. Auch Seelsorgeangebote gibt es. Viele der Frauen mussten über Jahre gegen ihren Willen in Bordellen arbeiten. „Viele wissen daher gar nicht, was man in einer Familie oder im normalen Alltag einfach lernt“, erklärt Schaller. Mitarbeiter der Chaiim Foundation erklären den Frauen auch, wie man mit Geld umgeht; wie sie ordentliche, anständige Männer von den bösen Jungs unterscheiden können; wie man sich die Zähne richtig putzt, kocht und einen Haushalt führt.

Ein angemessener Lohn für die Arbeiter gehört für Schaller ebenso zum Konzept der Nachhaltigkeit wie darauf zu achten, dass bei der Herstellung der Textilien die Baumwolle unter ökologischen Gesichtspunkten produziert wurde. Glimpse bezieht Stoffe von Biohändlern in Indien, die die entsprechenden Zertifikate vorweisen können. „Wir achten darauf, dass niemand in der ganzen Wertschöpfungskette leiden muss“, sagt Schaller. Derzeit sei es wichtig, das Geld und den Aufwand in die Werkstatt und somit in die Menschen zu investieren. Deshalb verzichtet Glimpse noch auf ein eigenes Zertifikat. „Das kommt an zweiter Stelle – zuerst geht es uns um die Menschen.“ Glimpse ist bisher ein reines Wohltätigkeitsprojekt. „Wir haben über zwei Jahre keinen Cent aus dem Unternehmen entnommen. Seit diesem Jahr zahlen wir uns 400 Euro pro Monat aus. Es ist ein Herzensprojekt, das wir in unserer Freizeit umsetzen.“ Langfristig soll das Projekt auf eigenen Beinen stehen. Die Gründer wollen noch mehr Frauen aus ihrem Elend heraus und zu einer Lebensperspektive verhelfen. Die Motivation dazu rührt bei den Mitarbeitern von Glimpse von ihren christlichen Überzeugungen her. Jeder Mensch verdient eine Perspektive, finden sie. Denn: „Jeder Mensch hat einen Wert, der ihm von Gott gegeben ist. Damit sie das erkennen können, wollen wir sie echte Nächstenliebe spüren lassen“, sagt Schaller im Gespräch mit pro.



Stefan Niethammer möchte aus ethischen, ökologischen und ästhetischen Gesichtspunkten das „perfekte T-Shirt“ herstellen

Vom Fahrtenhemd zum T-Shirt

Stefan Niethammer ist Gründer und Mitinhaber der Modefirma 3FREUNDE. „Bei uns war unsere christliche Sozialisation ein Grund, über Nachhaltigkeit nachzudenken.“ Hinter dem Markennamen verbergen sich tatsächlich drei Freunde, die in der katholischen Pfadfinderschaft St. Georg aktiv waren und in der Zeit groß geworden sind, als in den deutschen Kirchen das Thema „Bewahrung der Schöpfung“ in den Achtzigerjahren aktuell war. „Saurer Regen. Atomkraftwerke. Das hat uns geprägt. Wir als Pfadfinder wollten über unsere Jugendzeit hinweg etwas haben, das wir gemeinsam gestalten können“, erzählt Niethammer pro auf der Berliner Fashion Week. Weil sie als Teenager mit Siebdruck T-Shirts bedruckt haben, wollen sie das „perfekte T-Shirt“ produzieren. „Vernünftiger Schnitt, schöner Druck – fertig!“ Dazu gründeten sie eine Firma, die sich an Nachhaltigkeits-Kriterien orientiert. „Uns wurde klar, dass wir von konventioneller Baumwolle auf Bio-Baumwolle umstellen müssen wegen des CO₂-Ausstoßes und weil da keine energieintensiven Pestizide oder Kunstdünger eingesetzt werden.“ Zudem sollte alles regional begrenzt sein, damit die Transportwege kurz sind. „Uns ist Demokratie als Wert ebenfalls sehr wichtig. Da fallen dann viele Länder raus, die Baumwolle produzieren, Ägypten, die Türkei, China zum Beispiel.“ So blieb nur noch Indien übrig. Die Jungunternehmer waren dann auch mit der Frage konfrontiert: Wie geht es den Baumwoll-Bauern? Mit den erzielten Preisen für die Baumwolle können die Bauern ihre Familien in der Regel kaum ernähren, weil über die globalen Wirtschaftsverflechtungen der Preis dafür fällt. Allerdings leben die meisten Menschen, die in der ganzen Prozesskette von der Baumwollpflanze bis zum verkauften T-Shirt beschäftigt sind, von diesem Rohstoff. Weil die drei Freunde des gleichnamigen Labels über Fairtrade Deutschland auch nicht die Löhne für Näherinnen erzielen konnten, die sie gerne gezahlt hätten, bauten sie 2012 eine eigene Näherei in Indien auf und können so in ihren Augen angemessenere Löhne zahlen. Mittlerweile haben sie große und kleine Kunden, die ihre Werte teilen und akzeptieren, auch, dass die Preise über denen von Discount-T-Shirts liegen.

Weltweit wären nach einer Studie vom Marktforschungsinstitut Ipsos sieben von zehn Konsumenten dazu bereit, mehr Geld für Bekleidung zu zahlen, wenn sich dadurch die Arbeitsbedingungen in den produzierenden Ländern verbessern würden. „Uns ist letztlich der Mensch wichtig. Wie kann ein Produkt gut sein, wenn derjenige, der daran beteiligt ist, es zu fertigen, unwürdig behandelt wird?“, fragt Niethammer. Dass Arbeiter zu wenig Lohn bekommen oder schikaniert werden, passt nicht in das Weltbild der Jungunternehmer. Es könne auch nicht mit dem Weltbild der Deutschen generell zusammenpassen, meint der studierte Betriebswirtschaftler: „Dass weite Teile in unserer Bevölkerung pro Halbjahr lieber zehn Teile kaufen anstatt zwei, die sie wirklich brauchen, ist total schräg. Daran müssen wir arbeiten.“

Die Evangelische Kirche ist aus seiner Sicht schon wesentlich weiter als die Katholische, was Nachhaltigkeit und Ökologie angeht. „Letztlich ist es eine gesellschaftliche Aufgabe, verantwortliche Preise zu bezahlen und hier einen Wandel zu vollbringen. Es geht



Fotos: 3FREUNDE ; GLIMPSE CLOTHING

darum, dass Unternehmen, aber auch Kirchen ihre Verantwortung annehmen und ihr Handeln danach ausrichten.“

Mit Stoff für Nächstenliebe

Der Schweizer David Togni ist auf Umwegen zur nachhaltig produzierten Mode gekommen. Zunächst hatte Togni eine Traumkarriere in der Finanzwelt hingelegt: Bereits mit 20 Jahren konnte sich der Finanzmakler einen Porsche leisten. Aber Schlaflosigkeit und eine fragende Leere nagten an seinem Ego. Er fühlt sich trotz des Erfolges nicht wirklich glücklich. Togni geriet in eine Sinnkrise und wandte sich im Gebet an Gott, den er nach dem Tod seiner drei Jahre älteren Schwester, als er 13 Jahre alt war, aus seinem Leben verbannt hatte. „Ich hatte im Mai 2013 im Schlaf eine Vision, bin um 8 Uhr aufgestanden und habe mich entschieden, diese gleich umzusetzen.“ Togni hatte von Mode und Nächstenliebe geträumt. Damit war das Modelabel „Love your neighbour“ (LYN) aus der Taufe gehoben mit dem Ziel, Kleidung zu produzieren, die Bedürftigen zu Gute kommt, und somit an die Nächstenliebe der potentiellen Kunden zu appellieren. Zusammen mit einem Freund entwickelte der heute 29-Jährige die ersten Designmuster. Die Vermarktung der Kleidungsstücke erfolgte über Soziale Medien und das Internet. Zwölf Prozent des Umsatzes aus dem Verkauf von Kleidung und Accessoires des Social-Fashion-Labels spendet das Unternehmen nach eigenen Angaben an Bedürftige. „Die Botschaft, seinen Nächsten zu lieben, ist für mich eine der wichtigsten überhaupt“, sagt Togni, dem Obdachlose schon immer am Herzen lagen. Heute hat sein Unternehmen zwei Angestellte und mehr als 15.000 Kunden in der Schweiz, in Österreich, den USA, Australien und Schweden. Die T-Shirts, Pullover, Baseballmützen, Handyhüllen und Armbänder werden von 23 Lieferanten weltweit hergestellt, bedruckt wird die Mode dann im schweizerischen Winterthur. 90 Prozent der Produkte werden unter dem Gütesiegel „Fairwear“ produziert. T-Shirts von LYN werden laut dem Gründer ausschließlich in nachhaltiger Produktion hergestellt. Dazu hat LYN vom Baumwoll-Farmer, über den Garnspinner bis hin zur Näherei solche Unternehmen als Lieferanten gewählt, die entsprechende Zertifikate vorlegen können.

Das Siegel „Fairtrade Deutschland“ beispielsweise ist darum bemüht, für wirtschaftlich benachteiligte Produzenten bessere Chancen zu schaffen, damit sich die Lebens- und Arbeitsbedingungen von Baumwollbauern in Entwicklungsländern verbessern und der Umweltschutz gefördert wird. Mit seiner Mode möchte Togni eine Kulturveränderung hin zu mehr Liebe und Ehre befördern. „Mein Wunsch ist es nicht, ein weiteres soziales Ding zu gründen, sondern die Kultur mitzuprägen, so dass jeder an seinem Arbeitsplatz, in der Schule oder in der Freizeit einen Beitrag zu einem besseren Umgang beisteuern kann.“ Für Togni ist Nachhaltigkeit auch aus christlicher Sicht erstrebenswert: „Wir können nicht das Evangelium predigen und es selber nicht leben. Wir reden von Nächstenliebe, aber machen mit, wenn es darum geht, Menschen auszubeuten, und bestellen dann sogar zu Konferenzen irgendwelche Shirts, die von Kindern und auf Kosten der Natur produziert werden. Das geht einfach nicht!“ Togni sieht Christen in einer besonderen Verantwortung, wenn es um Mode und Kleidung geht: „Wenn wir die Möglichkeit haben, Kleider zu kaufen, die eine faire Herstellung haben, sollten wir dies auch machen.“ ■

Lektor (w/m)

IHR JOB:

- Sie haben ein geisteswissenschaftliches Hochschulstudium absolviert.
- Es macht Ihnen Spaß, einen eigenen Aufgabenbereich zu gestalten und weiterzuentwickeln.
- Sie haben Lektoratserfahrung und ein gutes Gespür für Themen im christlichen Segment sowie für unsere Zielgruppe; gut verkäufliche Bücher mit einer wichtigen Botschaft zu konzipieren, ist Ihnen ein Anliegen.
- Sie sind ein Organisationstalent und kommen mit der Priorisierung einer breiten Palette von Aufgaben gut zurecht.

IHR PROFIL:

- Selbstständig und verantwortungsbewusst planen und steuern Sie Ihren Programmbereich mit 20 Titeln pro Jahr, sowohl inhaltlich als auch wirtschaftlich.
- Sie haben die Projektverantwortung für Ihre Titel und betreuen diese entsprechend.
- Sie akquirieren neue Autoren und pflegen die bestehenden Beziehungen, auch zu Außenlektoren und anderen Dienstleistern.
- Sie haben eine exzellente Kenntnis des kirchlichen und freikirchlichen Marktes, beobachten aktuelle Trends, entwickeln neue Produktideen.

Mehr Infos zum Job, Unternehmen und Bewerbungsverfahren finden sie auf unserem Online-Jobportal:

WWW.SCM-TRAUMJOBBOERSE.DE

DAS SIND WIR

Die SCM Verlagsgruppe produziert und verbreitet christliche Medien wie Magazine, Bücher, Musik und Filme und vertreibt diese über den Online-Versand und in Buchhandelsfilialen.

Kontaktinfos
SCM Verlag GmbH & Co. KG
Max-Eyth-Straße 41
71088 Holzgerlingen

Ansprechpartner
Silke Gabrisch
07031 2681-317

pro: Anfang Juli haben Sie an einem Flüchtlingskongress teilgenommen. Nun ist das gerade in Sachsen kein konfliktfreies Thema. Manche Christen laufen aus Überzeugung bei Pegida mit. Wie nehmen Sie die Stimmung wahr?

Carsten Rentzing: Ich habe das vor Kurzem meine Superintendenten gefragt, weil sie noch dichter dran sind. Da wurde mir gespiegelt, im Augenblick sei etwas Ruhe eingekehrt. Das hat natürlich mit der Entspannung der Situation zu tun. Ich hoffe sehr darauf, dass wir uns mit unserer Predigt vom Geist der Barmherzigkeit durchsetzen, das ist mir ein Herzensanliegen.

Sie haben gesagt, Sie wünschen sich auch den Diskurs darüber, wie viele Migranten Deutschland verkraftet. Haben Sie den vermisst?

In der letzten Zeit habe ich ihn nicht vermisst, da ist die Frage nach den Zahlen eher zu sehr ins Zentrum gerückt. Aber wir hätten viel früher darüber nachdenken müssen, wie sich unsere Gesellschaften entwickeln können, was wir an Aufnahmefähigkeit bei uns sehen und was wir bereit sind, zu investieren. Es muss ein offener Diskurs darüber stattfinden, wie wir uns die Zukunft unserer Gesellschaft und den Umgang mit Fremden, Migranten, mit hilfsbedürftigen Menschen vorstellen. Da darf man seine Sorgen und Ängste anmelden, aber darf auch hören, welche Gegenargumente es gibt. Wenn wir diese Debatten rechtzeitig geführt hätten, wäre uns womöglich manches erspart geblieben – auch an vergifteter Diskussion.

In den vergangenen Jahren war auch das Thema Homosexualität eine große Streitfrage in der sächsischen Kirche. Wie haben Sie diese Debatte wahrgenommen?

In der Debatte gab und gibt es viele Verletzungen, gegenseitige Vorwürfe und Unterstellungen. Ich habe das immer zutiefst bedauert, dass es uns allen zusammen an dieser Stelle offenkundig sehr schwer fällt, eine theologische Debatte theologisch und geistlich zu führen und sie freizuhalten von Interessen und persönlichen Befindlichkeiten. Das hat dieses Gespräch sehr belastet. Ich versuche, so aufzutreten, dass ich die Gegenposition würdige, ohne meine eigene darüber zu verlieren oder zu verschweigen.

Sie halten gelebte Homosexualität für biblisch nicht begründbar. Im Zuge Ihrer Bischofswahl wurde in den Medien immer wieder Ihre Haltung thematisiert. Warum hat diese sexualethische Frage so ein großes Gewicht?

Ich sage schon immer, dass diese lebensethischen Fragen nicht der Kern unserer Verkündigung sind, jedenfalls nicht der einzige. Das Thema zieht aber im Augenblick in unseren westlichen Gesellschaften das Hauptinteresse auf sich. Vermutlich liegt das daran, dass man fürchtet, dass in das Leben der Einzelnen hineingesprochen wird. Das wäre ein Missverständnis, wenn man meine Position beispielsweise so verstehen würde. Mir geht es nicht darum, jemandem Vorschriften für sein Leben zu machen. Mir geht es um die Verantwortung, die wir vor Gott haben, vor seinem Wort, und darum, was das für unsere Verkündigung bedeutet. Ich kann dem Einzelnen bezogen auf sein eigenes Leben die Entscheidung nicht abnehmen, wie er leben möchte. Das ist urevangelisch-lutherisch und darum zu hundert Prozent meine Position. Aber ich muss ihm sagen können, was ich ihm aus meiner und aus Gottes Sicht zu sagen habe, damit er eine Entscheidung für sich treffen kann.

Sie gelten als konservativ. Würden Sie sich selber auch so bezeichnen?

Damit habe ich überhaupt kein Problem. Für mich ist konservativ auch kein Makel, sondern ein positiv besetzbarer Begriff. Man kann konservativ natürlich auch falsch verstehen. Wenn das heißt, da ist jemand verstockt, wendet sich nicht der Gegenwart oder Zukunft zu, sondern will einfach nur irgendwas festhalten, weil es schon immer so war – in diesem Sinne bin ich nicht konservativ. Konservativ heißt für mich eine gewisse Vorsicht, Dinge und Erkenntnisse über Bord zu werfen, die sich bewährt haben; das heißt für mich, an dem festzuhalten, was dauerhaft gilt, und das zu verändern, was verändert werden muss und kann.

Was möchten Sie bewahren?

Es gibt einige theologische Erkenntnisse zum Thema Ehe und Familie, die ich bewahren möchte.

Sie meinen das Familienbild von Vater, Mutter, Kind?

Selbstverständlich. Ich glaube, dass die Sehnsucht der Menschen daraufhin ausgerichtet ist – das zeigen alle Erhebungen, auch gerade in Zeiten, in denen wir davon ausgehen können, dass dieses Bild nicht das einzige wäre, wie man sein Leben führt oder wie Menschen heutzutage in verschiedenen Beziehungsformen zusammengewürfelt sind. Die übergroße Mehrheit auch der Jugendlichen wünscht sich genau dieses Bild. Das ist nicht in allen Punkten immer umsetzbar in unserem Leben, dazu leben wir in einer aus der Schöpfungsordnung Gottes herausgefallenen Welt. Aber es ist ein Leitbild, das bestehen bleibt.

Was möchten Sie verändern?

Veränderungen müssen in der Art und Weise liegen, wie wir das Evangelium verkündigen. Früher sind Wanderprediger durchs Land gezogen, dann gab es den Buchdruck, der entscheidend war für die Verkündigung des Evangeliums. Wir haben heute die neuen Medien, die wir nutzen müssen.

Wie würden Sie die neuen Medien für die Verkündigung einsetzen? Wollen Sie Seelsorge via Internet anbieten?

Wir sind als Kirche hier sehr träge, auch ich persönlich. Manche Landeskirchen sind da schon weiter. Das erste ist, dass wir unsere Kommunikation nach innen verbessern, die Kirchengemeinden besser vernetzen, damit Informationen tatsächlich dort landen, wo sie gebraucht werden. Der nächste Schritt ist, zu fragen: Was bedeutet es für die Kommunikation nach außen? Ob Seelsorge jenseits des Prinzips von Angesicht zu Angesicht real möglich ist, da bin ich im Augenblick eher noch skeptisch.

Es gab auch Streit darüber, ob es einen virtuellen Abendmahlsgottesdienst geben könne, wie er bei Bibel TV zu Ostern ausgestrahlt wurde.

Ja, bis hin zu der Frage, ob es virtuelle Gemeinden geben kann. Wir haben im Lutherischen Weltbund etwas ganz Großartiges erlebt: Weltweit haben sich Jugendgruppen parallel online zusammengeschaltet und ein Lied gesungen. Die Synode war dazugeschaltet und wir fingen an, dasselbe Lied zu singen. Und obwohl die anderen uns gar nicht gesehen haben, war die Synode plötzlich Teil der virtuellen Community, die dort entstanden ist. Das sind beeindruckende Möglichkeiten auch hinsichtlich der Weltgemeinschaft der Christenheit. Darin liegt sicherlich großes Potenzial.

Sie haben im vergangenen Jahr den Impuls zur Erneuerung der Kirche „Zeit zum Aufstehen“ mit unterzeichnet. Er richtet sich unter anderem gegen „Kräfte in der Kirche, die das Herzstück des Glaubens preisgeben“ und „die Bekenntnis-

„Konservativ ist kein Makel“

Der sächsische evangelische Landesbischof Carsten Rentzing gilt als konservativer Theologe. Das wurde bei der Wahl zum Bischof im vergangenen Jahr vor allem an seiner Haltung zu Homosexualität festgemacht. Im Interview erklärt er, warum er sich als „frommer Lutheraner“ versteht und wie er Menschen mit dem Evangelium erreichen möchte. | DIE FRAGEN STELLTE JONATHAN STEINERT

Carsten Rentzing, geboren 1967, ist seit August 2015 Bischof der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens. Nach sechs Wahlgängen hatte er sich mit zwei Stimmen Vorsprung durchgesetzt. Zuvor war der promovierte Theologe Pfarrer in Markneukirchen. Er ist verheiratet und hat mit seiner Frau vier Kinder.

Foto: pro/Jonathan Steinert

Carsten Rentzing wurde als Kind evangelisch getauft, hatte aber sonst keinen Bezug zur Kirche. Durch einen katholischen Christen fand er als junger Erwachsener zum Glauben.

freiheit einschränken“. Was genau kritisieren Sie an der Kirche?

Es gibt in den Kirchen der westlichen Gesellschaften die Tendenz, kritische Aussagen zu unterlassen und nur das, was mit dem Mainstream verträglich ist, nach außen zu tragen. Wir können im Augenblick in einem breiten gesellschaftlichen Konsens über die Flüchtlingsthematik sprechen. Es gibt aber auch andere Fragen wie die angesprochene Homosexualität, wo es erheblich schwieriger ist, wo man sehr schnell sehr einsam wird und mit sehr viel Gegenwind rechnen muss. Auch der Glaube an den dreieinigen Gott, um mal ein hochtheologisches Thema zu nehmen. Der hat Implikationen, die nicht opportun sind in unserer Gesellschaft, auch im Umgang mit anderen Religionen nicht. Das sind für mich aber Grundlagen, die wir nicht preisgeben dürfen.

„Wenn sich jeder Einzelne als Zeuge des Evangeliums verstehen würde, könnten wir sehr viele erreichen.“

Evangelikalen sind die Landeskirchen oft zu liberal, jenen wiederum sind die Evangelikalen mitunter zu fromm. Sie scheinen den Evangelikalen von Ihrer Frömmigkeit her näherzustehen. Wie kommt das bei Ihren Kollegen an?

Ich spüre bezogen auf das wirklich keine Probleme mit meinen Kollegen. Man weiß das evangelikale, das fromme, pietistische Element durchaus zu schätzen. Weil man natürlich weiß, welches Potenzial in diesem ganzen Feld der evangelischen Welt in Deutschland liegt. Es sind die hochaktiven Gemeindeglieder, es sind die, die sich auch mit großer Opferbereitschaft einbringen, auch ihre materiellen Ressourcen zur Verfügung stellen in Ausmaßen, wie man es von anderen nicht gewohnt ist. Dass es dieses Elements bedarf in der evangelischen Welt, das ist völlig unbestritten. Ich persönlich würde mich auch nicht als evangelikal bezeichnen. Ich bin ein frommer Lutheraner.

Wie, denken Sie, wird sich das Verhältnis zwischen Landes- und Freikirchen zukünftig gestalten?

Das wird grundsätzlich von der Situation bestimmt sein, wie es um den christlichen Glauben in unserem Lande steht. Ich sehe auch da viele Gemeinsamkeiten, auch viele Formen der Zusammenarbeit, die auf lokaler Ebene längst stattfinden. Wir bemerken das auch bei der Flüchtlingsarbeit. Wir in den östlichen Landeskirchen sind ohnehin in der Situation, dass wir nicht mehr danach fragen können: „Aus welcher Kirche stammst du?“, sondern es vereint uns das gemeinsame Bekenntnis zu Christus. Und das eint dann manchmal das ganze Feld von Siebenten-Tags-Adventisten bis zur Römisch-Katholischen Kirche. Sie haben einmal gesagt, dass man die Menschen nur als Einzelne für die Kirche zurückgewinnen kann. Wie genau stellen Sie sich das vor?

Das sind die persönlichen Beziehungen, der echte Kontakt und das echte Interesse an meinem Gegenüber, die es mir ermöglichen, mit ihm in Glaubensgespräche zu kommen und ihm viel-

leicht auf dem Weg des Glaubens zu helfen. So habe ich das erlebt und nur so wird es auch in Zukunft funktionieren. Wir haben immerhin noch 25 Millionen evangelische Kirchenmitglieder in Deutschland. Wenn sich jeder Einzelne als ein Zeuge des Evangeliums von Jesus Christus verstehen würde, dann könnten wir sehr viele Einzelne erreichen.

Dafür müsste man erst einmal die Mitglieder selbst erreichen. Von denen kommt ja nur ein Bruchteil tatsächlich in die Kirche.

Das ist ja das, woran wir arbeiten. Deshalb kann man die Arbeit nach innen nicht gegen die nach außen ausspielen. Wir müssen viele Menschen erst einmal auf die Spur setzen, dass sie wahrnehmen, sie selber sind auch mit verantwortlich für die Verkündigung des Evangeliums. Pfarrerinnen und Pfarrer haben die Aufgabe, ihre gesamte Gemeinde zuzurüsten durch Seelsorge, durch Wortverkündigung, durch Sakramentsverwaltung. Und dadurch den Einzelnen zu befähigen, dass er dann diesen Dienst in seinem ganz normalen Lebensumfeld, bei der Freiwilligen Feuerwehr, im Fußballverein, in seinem Beruf, im Büro, bei dem Gespräch mit Kollegen und Nachbarn, leisten kann.

Kirche gilt auch durch ihre Formen oft als alt und verstaubt. Müsste man nicht daran etwas ändern, weltoffener und attraktiver werden?

An Formen kann man was ändern. Man kann sich beispielsweise die Frage stellen, ob der gregorianische Choral die einzige musikalische Form ist, um den Glauben an Jesus Christus zum Ausdruck zu bringen. Oder ob es vielleicht noch andere Formen geben kann und geben darf. Natürlich muss es das geben. Aber bezogen auf bestimmte Grundstandards kann es keine Änderung geben. Wir können nicht die Art und Weise, wie wir Abendmahl feiern, wie wir unsere Sakramente verwalten, ändern. Was sollte hier Weltoffenheit bedeuten? Heißt das dann, dass wir unsere Rituale nach den Bedürfnissen der Menschen richten oder müssen wir nicht umgedreht die Menschen an das heranführen, was wir ihnen Spezifisches zu geben haben? Ich glaube, dass davon auch eine große Kraft ausgeht. Solche Elemente sind ja womöglich auch hilfreich, weil sie die Menschen auf etwas aufmerksam machen, was die normale Welt übersteigt, so wie eben das Evangelium und der Glaube an Gott.

Sie sind als junger Mann Christ geworden. Wie kam es dazu?

Mir sind einfach – katholische – Christen begegnet. Ich bin in Berlin in einem kirchenfernen Haushalt aufgewachsen ohne Gebete, ohne Gottesdienstbesuch, nicht einmal zu Weihnachten. Zwar war ich evangelisch getauft, aber es gab keinen Bezug zur Kirche. Kurz vor dem Abitur kam ich zu einem Gesprächskreis, wo Schüler und Studenten über philosophische Texte sprachen, einer davon war katholischer Christ. Als wir einmal in einem Lokal Kaffeetrinken waren, sprach er, bevor er zu einem Stück Kuchen griff, erst einmal ein Gebet. Da kamen wir dann ganz konkret über die Glaubensfragen ins Gespräch. Dass mir das so haften geblieben ist, signalisiert ja, welche unglaubliche Kraft davon ausgegangen ist. Er hat mich dann mit der richtigen Literatur versorgt, die „Bekenntnisse“ des Heiligen Augustinus zum Beispiel und die „Gedanken“ von Blaise Pascal – das waren die ersten christlich-philosophischen Schriften, die mich im Glauben vorangebracht haben. Das ist das, was ich vorhin meinte: Ich habe meinen Glauben dieser persönlichen Begegnung und diesem authentischen Christen zu verdanken.

Vielen Dank für das Gespräch. ■

Bild-Journalist geht mit Gott

Im vergangenen Jahr sorgte Daniel Böcking, stellvertretender Chefredakteur von Bild.de und Mitglied der Bild-Chefredaktion, mit seinem „Coming Out“ als Christ für Aufsehen. In einem Buch schildert er jetzt, wie er von einem selbst zusammengeführten Glauben zu einer Beziehung zu Gott gefunden hat. |

EINE REZENSION VON MARENA RUPPERT

Daniel Böcking geht es gut. Keine Geldprobleme, keine Sicherheitsängste, keine schweren Krankheiten. Nicht nur das: Eine heile Ehe, drei gesunde Kinder, ein Beruf, der ihm Spaß macht. Gott? Das ist für ihn derjenige, der das Handeln der Menschen beobachtet, der Strafen schickt, wenn ihm das Treiben der Menschen zu bunt wird. Abgesehen davon ist Gott mit so ziemlich allem vereinbar, was man glaubt, schließlich ist er ein Gott der Liebe. Aber mit ihm, Böcking, persönlich hatte dieser Gott nichts weiter zu tun. So beschreibt der Bild-Redakteur Böcking die Auffassung, die er einmal vom Glauben hatte, in seinem Buch „Ein bisschen Glauben gibt es nicht“.

Anstoß für Veränderung waren Erfahrungen, die er angesichts des himmelhohen Leides von Menschen machte, mit denen er als Journalist zu tun hatte. Seine Eindrücke von den Folgen des starken Erdbebens 2010 in Haiti waren für ihn wohl die am tiefsten greifenden. Aus Haiti sollte er für die Bild-Zeitung über die aufopfernde Arbeit der Helfer berichten. Im Buch schildert er, wie Ärzte entscheiden müssen, wer operiert wird und wem man nicht mehr helfen kann; erzählt vom Schicksal eines Mannes, den er noch vor einer Operation interviewte und der während dieser starb. Die Ärzte

strahlten Kraft und Ruhe aus, beobachtete Böcking. Sie beteten morgens vor ihrer Arbeit, brachten ihre Sorgen zu Gott. Böcking nahm an diesen Gebeten teil und fand selber innere Ruhe. Mitten in diesem Chaos erlebte er: Gott ist real, er gibt Halt und Beistand.

Böcking lernt später Christen kennen, die ihm die Bedeutung von Jesus Christus nahe bringen. Er beginnt, an seinem persönlich zurechtgeschnittenen Glauben zu zweifeln. In seinem Buch beschreibt der Journalist, wie Gott ihm nahekommt und wie er sich bekehrt. Er erzählt von dem Frieden, der inneren Ruhe, die er in Gottes Anwesenheit erlebt, aber auch von den Diskussionen und Fragen, die ihn weiterhin umtreiben.

Den Glauben geprüft und für gut befunden

Am Ende des Buches listet er über 120 Punkte auf: „Die Gebote des Neuen Testaments“. Darin finden sich unter anderem Anweisungen zum Umgang mit Mitmenschen oder allgemeine Verhaltensregeln. Doch Gott habe Böcking beim Erstellen der Liste gestoppt, darum sei sie unvollständig. Warum? „Die Bibel ist kein Regelwerk – sondern eine Botschaft der Gottesliebe!“

Anfang 2015 ging er mit seinem Glauben an die Öffentlichkeit und schrieb vor dem Hintergrund der Christenverfolgung durch die Terroristen des sogenannten Islamischen Staates auf Bild.de einen Artikel unter dem Titel „Warum ich mich heute als Christ outen will!“ – einen „Artikel von Herzen und mit Gott“, wie er es im Buch nennt. Auch das Buch ist ein sehr persönliches Zeugnis. Nicht nur für Anfänger im Glauben oder Skeptiker interessant. Denn Böckings Bericht ist sehr ermutigend, wenngleich er stellenweise ein wenig langatmig wird, weil der Autor sich euphorisch in der Schilderung seiner neuen Glaubenserfahrung und des Friedens Gottes in seinem Alltag verliert.

Böcking resümiert: „Ich hatte den Glauben ausprobiert. Angetestet. Geprüft, für gut befunden – und dann: volle Umarmung mit Körper, Herz und Geist!“ Er möchte in seinem Buch niemanden zum Glauben überreden, sondern dazu einladen, indem er seine persönliche Geschichte mit Gott erzählt. Es ist am Leser selbst, zu entscheiden, wie er diese Botschaft interpretiert und ob er sich auch zu einer Reise mit Gott aufmacht oder nicht. Dass der Autor sich darüber freuen würde, daraus macht er keinen Hehl. ■



Daniel Böcking: „Ein bisschen Glauben gibt es nicht“, 224 Seiten, 17,99 Euro, Gütersloher Verlagshaus, ISBN 9783579086408

Der Journalist Daniel Böcking hat 2010 über die Folgen des Erdbebens auf Haiti berichtet. Die Ruhe und das Gottvertrauen der Ärzte, die er dort traf, brachten ihn selber Gott ein Stück näher.

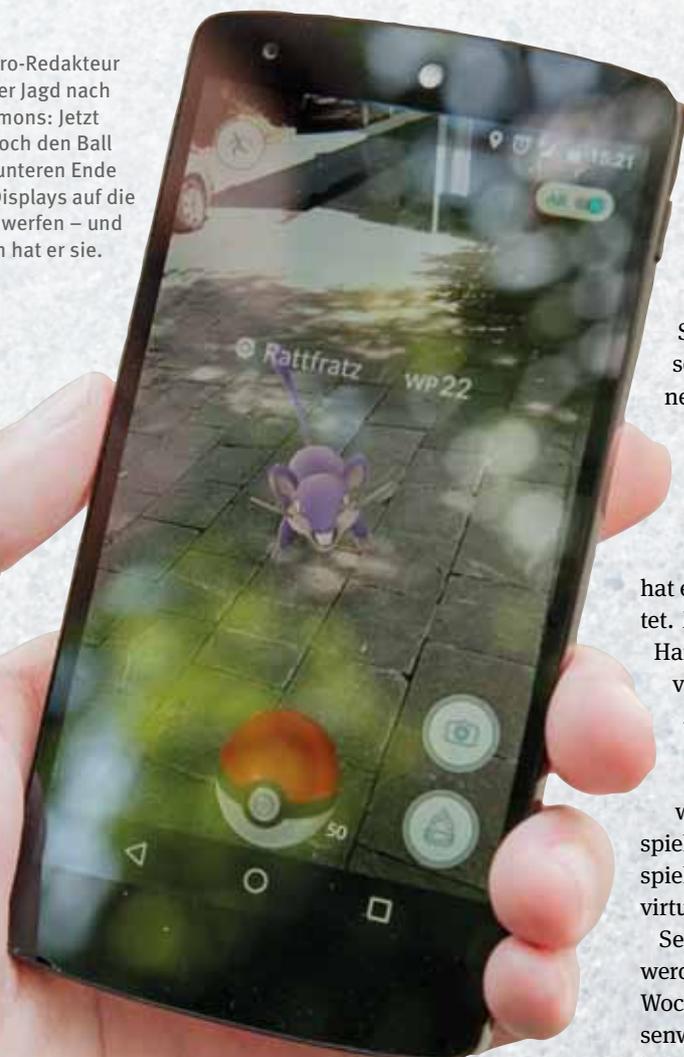
Fotos: Direct Relief/flickr (CC BY-NC-ND 2.0), Axel Springer SE



Schnitzeljagd mit Taschenmonstern

Ob auf der Straße oder in den Parks: Überall spielen die Menschen das neue Smartphone-Spiel Pokémon Go. Hierbei verschmelzen reale und virtuelle Welt. Für Kirchen bietet das Spiel Chancen. | VON MICHAEL MÜLLER

Der pro-Redakteur auf der Jagd nach Pokémon: Jetzt nur noch den Ball vom unteren Ende des Displays auf die Figur werfen – und schon hat er sie.



Wie ein leichter Stromschlag trifft den Spieler der Vibrationsalarm des Smartphones in seiner Hand: Da sitzt ein Monster, bedeutet das Signal. Am Wegesrand kann der Spieler es durch seine Smartphone-Kamera mit der geöffneten Pokémon-Go-App sehen. Es ist ein „Taubsi“ und sieht aus wie ein kleiner brauner Vogel. Mit einer gezielten Fingerbewegung auf dem Bildschirm des Smartphones feuert der Spieler einen seiner weiß-roten Bälle ab. Der erste Wurf sitzt, der Ball fängt das Monster. Je mehr der Spieler von diesen Tierchen eingefangen hat, desto besser.

Das Spiel ist ein neuer Trend, in rasender Geschwindigkeit hat er sich auch dank der medialen Aufmerksamkeit ausgebreitet. Menschen laden sich die Spiele-App Pokémon Go auf ihr Handy und gehen auf Monsterjagd. Ziel des Spiels ist es, so viele der über hundert verschiedenen Monster wie möglich zu sammeln. Die Pokémon können trainiert und hochgepöppelt werden. In Arenen treten sie gegen die Figuren anderer Spieler an. Teams können gegründet, Arenen erobert werden. Das Besondere ist, dass die Spieler das Computerspiel nicht zu Hause, sondern auf der Straße und in der Natur spielen. Denn mittels der Kamera am Smartphone erscheint das virtuelle Tierchen quasi in der realen Umgebung.

Seit dem 5. Juli kann die Pokémon-Go-App heruntergeladen werden, seit dem 13. Juli auch offiziell in Deutschland. Nach drei Wochen gab es schon über 75 Millionen Downloads. Der Börsenwert der japanischen Herstellerfirma Nintendo, die das Spiel bei der US-Entwicklerfirma Niantic Labs in Auftrag gab, hat sich in kürzester Zeit nahezu verdoppelt. Eine einzige Smartphone-App hat aus dem seit Jahren angeschlagenen Unternehmen wieder einen Riesen im digitalen Spielegeschäft gemacht. Mit technischen Spiele-Innovationen wie dem GameBoy, dem Super

Fotos: pro; Nintendo; Eric Lagergren

Nintendo oder der Wii hatte sich Nintendo immer wieder neu erfunden, litt aber gerade in den vergangenen Jahren an Ideenarmut und einbrechenden Verkaufszahlen.

Im Jahr 1996 erfand die Firma die kleinen Monster, die sie Pokémon nannte und als GameBoy-Spiel herausbrachte. Der Name ist eine Verschmelzung aus den beiden englischen Wörtern „Pocket“ und „Monster“. Diesen Taschenmonstern ist es ein inneres Bedürfnis, im Wettstreit gegeneinander anzutreten. Der Spieler wiederum fängt die Monster als Pokémon-Jäger mit Hilfe von weiß-roten Bällen. Auf mehr als 700 verschiedene Figuren ist das Pokémon-Universum mittlerweile angewachsen. Es gibt die bunten Tierchen jenseits des Smartphone-Spiels in jeder erdenklichen Form – als Sammelkarten, Regenschirme oder Speiseeis.

Nebenbei die Welt entdecken

Die Popularität des Spiels hängt mit verschiedenen Faktoren zusammen: Zum einen ist da die Nostalgie der Pokémon-Fans. Eine ganze Generation heutiger junger Erwachsener wuchs mit den kleinen Monstern auf. Und im aktuellen Retro-Jahrzehnt, wo Neunzigerjahre-Partys gefeiert und Hörspiele wie „Die drei ???“ auf großer Bühne vor Tausenden von Zuhörern wiederentdeckt werden, passt diese Nostalgie sehr gut ins Bild.

Das innovative Spielkonzept, bei dem die Grenzen zwischen realer und virtueller Welt verwischen, stellt aber einen noch größeren Anreiz dar. Auf dem Bildschirm des Smartphones tauchen die Monster so auf, als gäbe es sie in der Realität. Die wirkliche Welt mit digital generierten Zusatzobjekten anzureichern, nennen Spiele-Experten „Augmented Reality“ (Angereicherte Realität). Dank hochentwickelter Smartphones, die mit GPS-Signal, Google Maps und Kamera ausgestattet sind, kann Pokémon Go deswegen überall gespielt werden. Pokémon Go setzt auf den Entdeckungsdrang der Menschen. Denn an jedem beliebigen Ort – hinter einem Baum, auf dem Bürgersteig oder auch auf einem Denkmal – kann ein Monster auftauchen.

„Das Spiel lenkt die Aufmerksamkeit auf bedeutende Details in unserer Umgebung“, meint Thomas Dörken-Kucharz, Medienexperte der Evangelischen Kirche in Deutschland, der auch im Beirat der Unterhaltungssoftware Selbstkontrolle (USK) sitzt. Im Interview des Evangelischen Pressedienstes sagte er, für Jugendliche sei das Spiel ein Segen, weil sie so Kirchen, Grabstätten berühmter Persönlichkeiten oder auch Mahnmale zum ersten Mal in ihren Leben wahrnehmen. Denn bei Pokémon Go sind gezielt Sehenswürdigkeiten als sogenannte PokéStops ausgewiesen. In diesen virtuellen Läden können Spieler zum Beispiel ihren Bälle-Vorrat auffüllen oder andere wichtige Gegenstände wie Lockmittel oder Brutstätten – teilweise gegen Geld – erhalten. Je länger ein Spieler Pokémon Go spielt, desto notwendiger werden kostenpflichtige Hilfsgegenstände. Daran verdient die Firma Nintendo bei dem eigentlich kostenlosen Spiel.

Pokémone vor der Kirchentür

Ob die Spieler beim Aufrüsten oder Fangen tatsächlich einen Sinn für die Besonderheiten ihrer Umgebung entwickeln, steht infrage. Trotzdem können Kirchen die Begeisterung um das Spiel nutzen. Wie die Internetseite Christian Daily berichtet, gibt

es schon Bestrebungen, nicht-gläubige Pokémon-Go-Spieler an und in Kirchen mit Snacks zu empfangen. Viele Übungsarenen oder PokéStops im Pokémon-Universum sind nämlich bei Kirchen eingerichtet. So könnten Menschen erreicht werden, die jahrelang nicht mehr in die Nähe einer Kirche gekommen sind. „Ob die Kirchengemeinden davon profitieren oder nicht, liegt auch an ihnen selbst“, sagt Dörken-Kucharz. Der Theologe und Medienexperte empfiehlt, sich selbst mit dem Spiel vertraut zu machen. Mit Tipps für die besten Pokémon-Go-Orte komme man leichter ins Gespräch.

Gerade für Eltern ist die Smartphone-App insoweit nützlich, als dass die zu Hause zockenden Kinder nun endlich mal freiwillig an die frische Luft gehen. Denn es ist nicht möglich, das Spiel im Haus zu spielen, weil die Monster, PokéStops und Trainingsarenen draußen verteilt sind. Der Pokémon-Go-Spieler ist somit das positive Gegenstück zum Klischee des sich tagelang mit Pizza im Keller verschanzenden Computer-Nerds.

Monsterjagd mit Suchtfaktor

Die Gefahr, mehr auf das Smartphone als auf den Weg oder den Straßenverkehr zu achten, ist dabei allerdings durchaus gegeben. Es kam schon zu Unfällen, weil Pokémon-Go-Spieler Hindernisse, Autos und andere Verkehrsteilnehmer übersahen. Polizei und ADAC warnten vor Kurzem davor, dass Bürger durch die Monstersuche vom Straßenverkehr abgelenkt werden könnten. Der Staat Israel forderte seine Botschafts-Mitarbeiter und Soldaten dazu auf, Pokémon Go aus Sicherheitsgründen nicht am Arbeitsplatz zu spielen. Ein hochrangiger islamischer Gelehrter hält die Smartphone-App gar für eine Sünde: Nach Ansicht von Abbas Schuman, Vize-Scheich von Al-Azhar, einer der wichtigsten islamisch-wissenschaftlichen Institutionen in Ägypten, habe Pokémon Go einen genauso schlechten Einfluss auf die Menschen wie Alkohol. Es mache abhängig und könne dem öffentlichen Leben schaden.

Wie die Hannoversche Allgemeine Zeitung berichtet, haben sich in einer kleinen Stadt in der Lüneburger Heide drei Pokémon-Go-Spieler auf ein Übungsgelände des Militärs verirrt, wo mit scharfer Munition geschossen wurde. Ein Wachdienst konnte die drei Spieler, die in ihre Smartphones vertieft waren, noch rechtzeitig aufgreifen. „Jedes gute Spiel hat Suchtpotenzial, oder es ist nicht gut“, meint dazu Medienexperte Dörken-Kucharz. Immerhin werde die Sucht draußen und in Bewegung gelebt. Er glaubt, dass sich nach dem ersten Hype alles auf einem normalen Level einpendeln werde.

Datenschützer sehen die App kritisch. Das Spiel könnte von der Herstellerfirma Nintendo dafür benutzt werden, Bewegungsprofile der Menschen aufzuzeichnen. Immerhin kann sich nur der anmelden, der ein Google-Konto als Identifikation angeben kann. Auch wird direkt bei der Anmeldung nach einer gewünschten Bezahlmethode gefragt. Die Spiele-App ist überdies ein intensiver Akku-Verbraucher.

Es bleibt festzuhalten, dass die Smartphone-App Pokémon Go durchaus positive Faktoren mit sich bringt: Sie lädt die Menschen dazu ein, wieder mehr miteinander zu spielen und sich dabei an der frischen Luft zu bewegen. Wie das Beispiel der drei Spieler in der Lüneburger Heide zeigt, braucht es aber einen verantwortungsvollen Umgang. Das gilt vor allem auch für die Themen Datensicherheit, Suchtfaktor und zusätzliche Kosten. ■

„Das Internet ist ein globaler Stammtisch“

Der ehemalige Bundestagspräsident Wolfgang Thierse (SPD) sieht die Demokratie aktuell in einer Krise. Im Gespräch mit pro erklärt er, warum er das Internet für den demokratischen Diskurs für gefährlicher hält als politische Talkshows. Auch die Journalisten sieht er in der Pflicht. | DIE FRAGEN STELLTE NORBERT SCHÄFER

pro: Herr Thierse, wie steht es um die Demokratie in Europa?

Wolfgang Thierse: Die Demokratie in Europa ist in einer Krise und erscheint mir gefährdet durch rechtspopulistische und rechtsextremistische Tendenzen. Bei vielen liegt die Abwendung von der Demokratie in Enttäuschungen, Misstrauen und Verachtung begründet. Dafür ist natürlich auch die sogenannte politische Elite, oder die politische Klasse mitverantwortlich – zu der immer auch die Journalisten zählen. Das sollten sich Journalisten öfter einmal bewusst machen. Weil nicht die Politiker allein ihr Bild in der Öffentlichkeit prägen, sondern das Bild wird wesentlich durch die Medien geprägt. Die Journalisten vermitteln zwischen dem, was Politiker sagen und tun, und dem, was die Menschen davon wahrnehmen und wie sie ihr Urteil fällen.

Wie kann das Vertrauen in die Demokratie wieder gestärkt werden?

Politiker sollten alle Anstrengungen unternehmen, um für Transparenz zu sorgen, für Verständlichkeit des politischen Handelns und Argumentierens. Das geht hin bis zur Verständlichkeit der politischen Sprache. Jeder Beruf darf einen Jargon ausbilden, eine Fachsprache. Die demokratischen Politiker dürfen es nicht. Denn alle sollen, wenn sie sich ein kleines bisschen Mühe geben, verstehen, was Politiker sagen und tun.

Nach meiner Wahrnehmung sprechen Politiker besonders häufig in Talkshows ...

Das habe ich bereits als Bundestagspräsident kritisiert, weshalb ich so gut wie nie dorthin gegangen bin. Die Talkshows sind wirkliche Shows. Da ist Politik Mittel der Unterhaltung. Nur im Bundestag wird es ernst. Dort wird debattiert und die Politiker haben zu entscheiden und dann zu ihren Entscheidungen zu stehen – vor ihrem Gewissen, ihren Wählern und den Bürgern. In den Talkshows geht es um die möglichst schnelle Pointe. Dazu muss der Politiker nachher nicht wirklich stehen.



Was muss getan werden, wenn sich die Arena der politischen Artikulation vom Bundestag in die Talkshows verlagert?

Man muss auf den Unterschied hinweisen und den Zuschauern sagen: Das ist Unterhaltung. Das ist nicht die Normalität, der normale Ernst von Politik. Ihr seid auch nicht politisch, indem ihr in euren Sesseln hockt und Bier trinkt und zuseht, wie die dort quatschen. Da erscheint Politik ganz leicht. Die wirkliche Politik ist klein, grau und hässlich, schweißtreibend und enttäuschungsbehaftet. Es gibt eine systematische Verzerrung der wirklichen Politik durch das Unterhaltungsmedium Fernsehen. Inzwischen ist aber das Fernsehen nicht mehr das entscheidende Medium. Das Internet ist noch etwas viel Widersprüchlicheres.

Wie meinen Sie das?

Im Internet und den Sozialen Medien sind Bedrohung, Verunglimpfung, die Verbreitung extremistischer Inhalte oder die Androhung von Gewalttaten an der Tagesordnung. Die Verletzbarkeit der Würde eines Menschen durch die Sozialen Medien



Die Menschenwürde ist in den Sozialen Medien verletzbarer, als sie je gewesen ist, meint Wolfgang Thierse

Wolfgang Thierse, geboren 1943, ist Germanist und Kulturwissenschaftler. Von 1990 bis 2013 war der SPD-Politiker Mitglied des Deutschen Bundestages. Von 1998 bis 2005 fungierte er als Präsident des Deutschen Bundestages, bis 2013 als dessen Vizepräsident. Der Vater von zwei Kindern ist Mitglied im Zentralkomitee der deutschen Katholiken und Sprecher des Arbeitskreises Christinnen und Christen in der SPD. Thierse ist Schirmherr der Amadeo Antonio Stiftung, die sich gegen Rechtsextremismus, Rassismus und Antisemitismus einsetzt.

oft zu einer Radikalisierung. Das sind gefährliche Entwicklungen, weil Demokratie von der Informiertheit der Bürger lebt und von der Fähigkeit, sich an der politischen Kommunikation zu beteiligen. Aber an einer Kommunikation, die verschiedene Positionen einbezieht, nicht nur die eigenen. Inzwischen ist die Talkshow fast schon harmlos gegen das, was in den Kommunikationszirkeln des Internets stattfindet.

Wie können Hassrede und Hetze eingedämmt werden?

Das ist juristisch und auch technisch nicht leicht. Dazu muss man eingreifen in das Allerheiligste des Internets. Das ist die Anonymität. Demokratische Kommunikation lebt vom Gesichtzeigen. Ich – Wolfgang Thierse – vertrete diese Ansicht.

Foto: pro/Norbert Schäfer

hat eine bislang nicht da gewesene Form erreicht. Sogenannte Hasspostings, die über die sozialen Netzwerke und das Internet verbreitet werden, nehmen stetig zu.

Aber fördert das Internet nicht auch die bürgerliche Teilhabe am politischen Diskurs?

Was da im Internet entstanden ist, ist etwas Dramatisches. Es ist der globale Stammtisch. Früher konnte man in der Kneipe hocken und schwadronieren und auf die da oben schimpfen und sie niedermachen. Das war so eine Art politischer Stuhlgang. Ein Ventil. Danach war der Frust jedoch erledigt. Jetzt findet das alles im Internet statt mit unerhörten Verstärkereffekten und wechselseitigen Bestätigungen. Die politische Kommunikation läuft innerhalb von bestimmten Meinungsgruppen ab. Man liest nicht mehr die Zeitung, wo man unterschiedliche Meinungen sieht und auch Informationen erhält, die man gar nicht gewollt hat. In der Ingroup-Kommunikation des Internets ist man unter sich und bestätigt sich wechselseitig. Die Bestätigung der eigenen Meinung, die Reproduktion der eigenen Vorurteile führt

Nicht ein Anonymus. Mich kann man für diese Ansicht kritisieren. Aber im Schutze dieser Anonymität kann man das Schlimmste von sich geben. Hetzen, menschenverachtende und menschenfeindliche Ideologien vertreten. Es gibt technisch begrenzte Mittel, dort einzugreifen, etwa Seiten zu sperren. Das ist alles sehr aufwendig. An den Kern, dass die Demokratie von der individuellen Verantwortungsbereitschaft lebt, kommen Sie nur sehr schwer heran.

Wer müsste aktiv werden?

Ich wünsche mir, dass die Demokraten – je jünger, je eifriger – im Internet dagegenhalten. Es müssen viele Einzelne widersprechen, ihre Positionen beziehen. Das halte ich für sinnvoll, es kostet aber viel Lebenszeit.

Wie halten Sie dagegen?

Je älter man wird, desto pfleglicher muss man mit seiner Lebenszeit umgehen. Ich werde sie nicht mehr dem Internet schenken, weil ich keine Lust habe, sie anonymen Menschen zu schenken.

Vielen Dank für das Gespräch. ■



Also sprach der Bot

Wer sich heute in den Sozialen Medien bewegt, hat es dort mit vielen kurzen Textschnipseln zu tun, die man irgendwo aufschnappt oder sich gegenseitig zuschickt. Da fällt es kaum auf, wenn diese Kurztexte gar nicht von echten Menschen kommen, sondern von automatisierten Programmen. | VON JÖRN SCHUMACHER

Nicht jeder Gesprächspartner im Internet ist wirklich ein Mensch. Manchmal steckt nur ein Computerprogramm aus Zahlen und Codes hinter einem Nutzerprofil.

Die Bedeutung der Sozialen Medien, also Facebook, Twitter und Co., ist rasant gewachsen. Was hier millionenfach kommentiert, geteilt und gelikt wird, gilt gemeinhin als „Meinung des Volkes“. Kein Wunder, dass Medienschaffende stets auch einen Blick auf das Summen im Bienenstock von Twitter und Facebook riskieren, wenn sie ein Stimmungsbild aus dem Volk einfangen wollen, ebenso wie Politiker, die sich vergewissern möchten, wie der Wähler denkt. Sei es ein Fußballländerspiel oder ein heiß diskutierter Gesetzesentwurf: Was das Volk – vermeintlich – denkt, steht in 140 Zeichen bei Twitter oder in drei Zeilen bei Facebook.

Für viele Interessengruppen ist die Vorstellung verlockend, diese Massenbewegung in irgendeiner Art zu lenken. Dafür gibt es digitale Werkzeuge. Automatisierte Programme, Roboter, kurz: „Bots“, werden losgeschickt, um das Stimmungsbild in Sozialen Netzwerken zu beeinflussen. Dann liest der normale Nutzer bei Twitter oder Facebook plötzlich tausendfach eine bestimmte Meinung zu einem Thema, doch dahinter steht eigentlich nur eine einzige Person. „Social Bots“ haben längst Einfluss darauf genommen, wie unsere Gesellschaft tickt. Dabei funktionieren sie einfach: Die kleinen Programme kopieren Textteile anderer Tweets, Postings oder Texte von Webseiten und basteln daraus neue. Sie können je nach Gusto des Programmierers auch eine Meinung propagieren und damit auch eine angebliche Mehrheitsmeinung im Internet vorgaukeln. Wenn Zehntausende Bots den gleichen Hashtag, also ein bestimmtes Schlagwort, für eine Debatte nutzen, wird dieser Hashtag im Nu zum „Trending Topic“, zum Trendthema bei Twitter – und scheinbar auch im Volk. Und genau darauf schauen Politiker, Unternehmen und Medien.

Es gibt mehrere Motive für diese Manipulationsversuche. Ideologische: gegen eine Partei, einen Politiker oder eine politische Haltung beispielsweise soll eine Hetze entzündet werden; oder monetäre: Wenn viele deiner „Freunde“ oder Twitter-Nutzer ein Produkt anscheinend besonders gut finden, ist das die perfekte Werbung. Unternehmen kaufen gefälschte Profile, um den Eindruck zu erwecken, sie hätten auf Social Media viele Fans. In Partnerbörsen schreiben Bots wahllos Nutzer an und versuchen, sie auf Porno-Seiten oder in Abo-Fallen zu locken. Experten gehen davon aus, dass es weltweit zirka 100 Millionen Social Bots gibt. Bei Twitter sind schätzungsweise fünf Prozent der Accounts betroffen. Facebook, das größte Netzwerk weltweit, geht von rund 15 Millionen Bots auf seiner Plattform aus.

Die Dose muss menschlich werden

Aber teilweise werden Bots auch bewusst und in besten Absichten von den Organisationen eingesetzt. Wer etwa ein Hotel sucht und ein Zimmer buchen möchte, kann mit einem Programm reden oder chatten, so als wäre es ein Bediensteter des Hauses. Die Software ist mittlerweile so intelligent, dass der Nutzer den Unterschied zwischen einem Chatbot und einem Angestellten aus Fleisch und Blut kaum noch merkt. Apples Sprachassistent „Siri“ wird stetig verbessert, Microsoft zog mit dem Programm „Cortana“ nach. Amazon hat vor einem Jahr mit „Amazon Echo“ einen kleinen schwarzen Roboter für das Wohnzimmer entwickelt, der ein bisschen wie eine Kaffeedose aussieht, sich aber wie der Bordcomputer des Raumschiffes Enterprise verhält: Echo beantwortet laut ausgesprochene Fragen des Besitzers und führt Befehle aus. Microsoft ist überzeugt, dass in den digi-

talen Helferlein die Zukunft liegt. „Bots sind die neuen Apps“, sagte Microsoft-Chef Satya Nadella jüngst auf der hauseigenen Entwicklerkonferenz „Build“. Manche Experten glauben, dass die klassischen Apps ausgedient haben und in Zukunft alles nur noch über Spracheingabe und zentrale Datenbankdienste läuft.

Schon seit den Sechzigerjahren haben Informatiker Programme entwickelt, mit denen man sich per Texteingabe unterhalten kann, als ob ein Mensch dahinter steckt. Den Test, mit dem man herausfindet, ob ein Programm im Chat von einem menschlichen Gegenüber für einen Menschen gehalten wird, wurde nach dem Informatiker Alan Turing benannt. Noch kein Programm hat ihn bislang so richtig bestanden, auch wenn manche immer wieder nah dran sind. Die heute übliche verkürzte Kommunikationsform in höchstens 140 Zeichen langen Textschnipseln erleichtert es Programmen, für andere Teilnehmer menschlich zu wirken.

Das Chatprogramm von Facebook, den „Messenger“, nutzen monatlich über 900 Millionen Menschen. Facebook will Medienberichten zufolge Chatbots erschaffen, mit deren Hilfe die Nutzer Waren oder Dienstleistungen bestellen können. Im April dieses Jahres hat Facebook seine Messenger-Plattform für Entwickler aus der ganzen Welt geöffnet, die daraufhin über 11.000 solcher interaktiven Chat-Bots programmiert haben. Bereits im Einsatz sind etwa verschiedene Bots, die von Medienhäusern oder Verlagen betrieben werden, wie etwa vom amerikanischen Sender CNN. Sucht man nach speziellen Informationen zu einem Thema, zum Beispiel zu den US-Präsidentenwahlen, schreibt man dem Bot eine persönliche Nachricht und der schlägt auf demselben Wege passende Beiträge des Senders vor. Ähnliche Angebote bietet auch der Nachrichtendienst WhatsApp an.

Seit geraumer Zeit experimentiert Facebook zudem mit dem persönlichen Assistenten „M“, der alle möglichen Alltagsaufgaben erfüllen soll. Ein Restaurant finden, Plätze reservieren oder ganze Reisen planen. Viele Entwickler träumen bereits von einer Verknüpfung mehrerer Internet-Dienste dieser Art: Wer sich dann per Skype mit jemandem unterhält und dabei über eine Reise spricht, für den springt sofort Apples Siri oder Microsofts Cortana dazwischen und macht für die Teilnehmer jeweils einen Kalendereintrag und sucht schon mal Flugverbindungen.

„Ich bin kein Bot“

Ein unheimlicher Gedanke, dass uns Software in Zukunft auf Schritt und Tritt abhört? Im vergangenen Jahr kam heraus, dass smarte Samsung-Fernseher permanent über ein Mikrofon alles mithören und die Aufnahmen an Datenbanken weiterleiten. Was als Hilfe gedacht war, um den Fernseher per Sprache zu steuern, kann sich im Nu in ein Überwachungssystem verwandeln, das dem Roman „1984“ alle Ehre macht.

Sicherheitsexperten sehen in dem neuen Kanal zum Nutzer „großes Potenzial“ für Online-Kriminelle, sagte Candid Wüest vom Sicherheitssoftware-Spezialisten Symantec der Süddeutschen Zeitung. Schon jetzt erzielten Spam-Mails eine große Ausbeute, wenn sie aufs Geratewohl eine große Zahl von Menschen wegen einer angeblichen Bankverbindung oder einer bevorstehenden Reise ansprechen. Viele Menschen fühlten sich angesprochen und antworteten, ohne zu merken, dass sie einer Software auf den Leim gegangen sind.

Wenn es schon bei E-Mails so gut funktioniert, wie gut wird es dann wohl bei Bots funktionieren, die gezielt, freundlich und

scheinbar persönlich konkrete Dinge im Leben eines Nutzers ansprechen? Wüest: „Dann fordert man sie irgendwann auf, sich anzumelden – und schon ist das Konto gekapert.“ Jeder Internetnutzer kennt beispielsweise bei Kontaktformularen mittlerweile die Pflicht-Eingabefelder mit der Überschrift „Ich bin kein Roboter“: Erst wer hier eine kleine Matheaufgabe löst oder die richtige Auswahl an Fotos anklickt, kann bestätigen, dass er ein echter Mensch und keine Software ist. Aber wie lange dauert es, bis auch diese Schranken von der Künstlichen Intelligenz übersprungen werden?

Der Bot, ein Nazi

Microsoft lotete Anfang des Jahres die Möglichkeiten einer Künstlichen Intelligenz in Sozialen Medien aus. Mit „Tay“ schufen die Entwickler ein Programm, das sich per Twitter mit anderen Nutzern unterhalten konnte. Es lernte dabei stetig anhand der Eingaben der anderen Nutzer dazu. Tay (Username @TayandYou) sollte lernen, wie sich junge Menschen unterhalten. Doch einige Nutzer fütterten den Chatbot mit rassistischen Inhalten, die Tay aufgriff und wiederholte. Innerhalb von 24 Stunden hatte sich der Bot in einen Rassisten, Antisemiten und Frauenfeind verwandelt, und Microsoft deaktivierte rasch den Account.

Ein anderes Beispiel für Twitter-Manipulation war der gefakte Account „@Assbott“. Dahinter stand ein Bot, der auf Tweets zum republikanischen Präsidentschaftskandidaten Donald Trump automatisch antwortete. Seine Statements waren nicht immer sehr sinnvoll, dennoch reagierten zahlreiche Nutzer darauf und unterhielten sich länger mit ihm, ohne zu merken, dass sie es mit einem Stückchen Programmcode zu tun hatten. Der Bot antwortete auf Tweets von Trump etwa mit dem Satz „Lösch deinen Account!“. Schließlich übernahm sogar Trumps Gegenspielerin Hillary Clinton den Satz in einem Tweet. Kann in Zukunft jedes Kind, das ein wenig zu programmieren versteht, von seinem Wohnzimmer aus in der Weltpolitik mitmischen?

Am 11. September vergangenen Jahres schickte die deutsche Amadeu Antonio Stiftung einen Twitter-Bot los. Er sollte den typischen antisemitischen Klischees, die gerne an diesem Jahrestag des Anschlags auf das World Trade Center verschickt werden, „Anti-Anti-Semitismus“ entgegenstellen. Auf Schlüsselwörter wie „Nazijuden“, „Totschild“ oder „Holocaustindustrie“ konterte der Bot mit Argumenten gegen Judenhass und dem Hashtag #nichtsgegenjuden.

Politik in 140 Zeichen

Entscheidungsträgern in Wirtschaft und Politik ist längst bewusst, dass Netzwerke wie Twitter, Facebook, LinkedIn und Co. eine Menge über das Denken und Verhalten der großen Masse verraten. Doch wenn ein Großteil dieses Internetrauschens von einzelnen Personen manipuliert wird, also reiner Fake ist, geht die Verlässlichkeit der Daten über Nutzerverhalten gen Null. Dieses Problem ist Wissenschaftlern bewusst, und sie versuchen, darauf zu reagieren. Das Bundesministerium für Bildung und Forschung fördert ein Projekt der Universität Siegen mit dem Namen „Social Media Forensics“. Dabei möchten die Forscher herausfinden, wie der normale Internetnutzer auf die drohenden Manipulationsversuche reagieren kann. Projektleiter Simon Hegelich sagt: „Immer mehr Firmen betreiben so genanntes ‚Predic-

„Die Datenbanken im Internet wissen viel über uns, und wir vertrauen ihnen immer mehr Intimes an.“

tive Analytics‘, sie verwenden also Daten aus den Sozialen Medien, um beispielsweise Einschätzungen über Kundenpotentiale zu machen.“ Heutzutage verschickten selbst wichtige Politiker ihre Äußerungen über Twitter, und in politischen Talkshows würden wahllos irgendwelche Äußerungen auf Twitter oder Facebook aufgegriffen. „Es wird dann so hingestellt, als sei das die Meinung der Bürger generell“, sagt Hegelich in einem erklärenden Video zum Projekt. Wenn die Fernsehredaktion dann auf die schiere Menge einer geäußerten Meinung verweist, aber nicht weiß, dass dahinter möglicherweise nur ein einziges Programm und viele Fake-Profilen stecken, ist es mit dem Wert der „Volkestimme aus dem Netz“ nicht weit her.

Wer sich bereits an Internet-Diskussionen beteiligt hat, dem ist eine vorgegaukelte Meinung in kleinerem Maßstab vielleicht bereits begegnet. Denn nichts ist einfacher, als in einem Online-Forum weitere Nutzerkonten zu erzeugen, die dann die eigene Meinung auf wundersame Weise bestärken. „Sockenpuppe“ nennt man diese Technik, denn wie ein Handpuppenspieler greift ein Nutzer hier einfach auf selbstgestrickte „Internetnutzer“ zurück.

Verliebt in den Bot

Wie weit wird unsere „Beziehung“ zu Bots noch gehen? Im Kultfilm „2001: Odyssee im Weltraum“ von 1968 ist es noch der Supercomputer „HAL 9000“, der von seinen Programmierern nur für das Beste erdacht wurde. Die Software, mit der die Nutzer sprechen können wie mit einem Menschen, verwandelt sich jedoch in einen unerbittlichen und mächtigen Killer der hilflosen Mannschaft einer Raumstation. Im Film „Her“ stellte der Regisseur Spike Jonze 45 Jahre später eine Variante dieses Supercomputers in unsere heutige Zeit von Siri und Google. Der etwas hilflose Theodore Twombly (gespielt von Joaquin Phoenix) schafft sich in diesem Streifen die Software „Samantha“ an, einen persönlichen Begleiter, der sich nicht nur um Alltagsangelegenheiten kümmert, sondern mit dem man sich auch ganz normal über Gott und die Welt unterhalten kann. Was nach außen mit einer sexy Stimme (im Original Scarlett Johansson) auftritt, ist im Innern ein herzloses Geflecht aus mächtigen Datenbanken, die nicht nur alles über den Nutzer wissen, sondern auch alle möglichen Hebel in Bewegung setzen, um deren Leben gehörig durcheinanderzuwirbeln. Theodore verliebt sich schließlich in Samantha.

Was wie ein Witz klingt, ist im Film konsequent bis zu Ende gedacht und erscheint einem in heutiger Zeit gar nicht mehr so abwegig. Die digitalen Datenbanken im Internet wissen viel über uns, und wir vertrauen ihnen immer mehr Intimes an. Kein Wunder, dass sich die Anbieter auf dieses Verhalten der Nutzer einstellen. Hoffen wir, dass wir den Fake entdecken. ■

Als Botschafter des Deutschen Kinderschutzbundes bietet der 60-jährige Peter Schilling – er erlebte in jungen Jahren selbst Misshandlung – auf seiner Tour im Herbst Workshops an. Für Erwachsene führt er Seminare zu Burnout-Prophylaxe durch.



prost!

Auf ein Getränk
mit Peter Schilling



Mit „Major Tom (Völlig losgelöst)“ und „Terra Titanic“ erlangte der Sänger Peter Schilling in den Achtzigerjahren Weltruhm. Dann erlitt er einen Burnout. Auf seinem Weg aus der Krise beschäftigte er sich mit dem Glauben, was ihm Kraft und neuen Selbstwert brachte. | VON MARTINA BLATT

pro: Was möchten Sie trinken?

Peter Schilling: Ich nehme einen Latte Macchiato mit viel Zucker. Mir schmeckt das sehr gut. Ich bin ein Genussmensch.

In einem Ihrer Lieder fragen Sie: „Was ist, wenn Gott unter uns wär?“ Wie ist es entstanden?

Ich habe mir vorgestellt, ich sitze im Flugzeug, und rechts vor mir sitzt einer, der Zeitung liest und irgendwie anders aussieht. Das ist Gott. Ich habe mich gefragt, wie würde er die Welt sehen, was würde er sagen, wenn er tatsächlich hier wäre. Das hat sehr viel Inspiration und Phantasie in mir ausgelöst.

Wenn Gott unter uns ist, welche Frage würden Sie ihm gerne stellen?

Warum er was, wie, wo zugelassen hat und was die Lehre daraus sein soll, dass der Mensch das und jenes gemacht hat. Warum lässt er so viel Ungerechtigkeit zu? Ich würde ihm aber auch sagen, wie schön das Leben ist, etwa im Sommer im Garten zu sitzen, die Sonne scheint, es ist warm: Das sind himmlische Tage.

Auf dem Gipfel Ihres Erfolges kündigten Sie Ihre Plattenverträge, auch den in den USA, als Sie 1989 einen Burnout erlitten. Was ging damals in Ihnen vor?

Erfolg ist ein Wimpernschlag, er ist nur ganz kurz. Der Rest ist harte Arbeit. Viele Reisen, immer in fremde Länder, Jetlag, schlechte Ernährung, psychischer Druck. Irgendwann kam es bei mir zum kompletten Zusammenbruch. Ein Arzt hat mich in letzter Sekunde herausgeholt und gesagt: „Sie müssen Ihr Leben ändern, sonst wird es nichts mehr.“ Ich

war auf dem Weg nach ganz oben und musste den Weg abbrechen. Es ging nicht anders. Das hat mir sehr weh getan, das war sehr schwer für mich. Aber sonst hätte ich nicht überlebt. Gott hat mich auf die Welt gebracht, damit ich ein langes, glückliches Leben führe, kein kurzes.

Sie haben sich ab dieser Zeit vermehrt mit Gott und dem Glauben beschäftigt. Wie haben Sie das erlebt?

Ich habe immer an Gott geglaubt, als Kind und als Jugendlicher. In der ersten Erfolgsphase meines Lebens, die mein Leben massiv verändert hat, trat er stark in den Hintergrund. Nach dem Burnout habe ich Gott wiederentdeckt. Das hat mir sehr geholfen, das hat mir eine unglaubliche Kraft gegeben. Dass ich heute dastehe, Konzerte gebe, ein neues Album mache und auf Tournee gehen darf, ist nicht selbstverständlich. Mir geht es wieder richtig phantastisch, ich genieße das Leben. Das hat Gott mit mir gemacht.

Welche konkreten Erkenntnisse haben Sie aus der Beschäftigung mit dem Glauben gezogen?

Ein Mensch, der an nichts glaubt, ist verloren. In der Phase, wo ich Gott, den Glauben nicht nah bei mir hatte, war ich auch verloren. Ich habe den Vergleich erlebt. Ab und zu bete ich. Ich bedanke mich für das, was mir widerfahren ist, oder wenn etwas funktioniert hat. Ich bin sehr dankbar. Mit so einer Vita wie meiner sieht man jeden Tag mit großer Demut.

Sie schreiben in Ihrem aktuellen Buch: „Mein Weg, mein Schicksal, mein Leben liegen in Gottes Hand. Und da sind

sie gut aufgehoben.“ Was bedeutet Ihnen das?

Sie haben über Ihr Leben nur bedingt Kontrolle. Sie können fleißig sein, Talent haben, die richtigen Entscheidungen treffen, aber am Ende brauchen Sie, meine ich, die Hilfe des Schicksals, einer höheren Macht. Ohne die geht es nicht. Ob das Gott ist oder eine andere höhere Macht, ist ja individuell.

„Ein Mensch, der an nichts glaubt, ist verloren.“

Wer ist Jesus für Sie?

Ich weiß nicht, ob man das in einem Satz sagen kann, aber für mich ist Jesus das Mensch gewordene Bindeglied zu Gott.

Sie interessieren sich für Naturwissenschaft. Das haben Sie auch in Ihrem Album „DNA“ anklingen lassen. Was fasziniert Sie daran?

Viele machen aus Glaube und Wissenschaft einen Konflikt, aber es widerspricht sich nicht. Das eine schließt das andere auch nicht aus. Aber es sind hochinteressante Fragen damit verbunden: Wo bleibt Gott bei all den Erkenntnissen? Wo kommt der Urknall her? Die Frage nach dem Warum und dieser Interessensausgleich zwischen Gott und Naturwissenschaften faszinieren mich. Ich sehe in der Natur etwas Göttliches. **Vielen Dank für das Gespräch. ■**



Die Gedanken sind frei

Die Jazz-Sängerin Sarah Kaiser bringt nach sechs Jahren wieder ein Soloalbum heraus. Mit „Freiheit“ möchte sie ihren Blick auf die Reformation besingen – mit neuen Liedern und arrangierten Chorälen von Luther. Im Gespräch mit pro verrät die Sängerin, warum alte Lieder sie reizen, was sie sich für die Musik in der Gemeinde wünscht und was Freiheit für sie bedeutet. | **DIE FRAGEN STELLE JONATHAN STEINERT**

pro: Mit Ihrem neuen Album möchten Sie Themen der Reformation auf die Gegenwart anwenden. Welche Themen von damals sind heute noch relevant?

Sarah Kaiser: Alle! Ich habe für das Album eine Themenliste erstellt, die natürlich nicht erschöpfend ist, aber was auf jeden Fall dazugehört: selber denken, Mut zu Haltung, Freiheit, Traditionen in Frage stellen, Gnade und einige andere. Jedes dieser Themen ist heute noch relevant. Nicht alle wurden zu Liedtexten, aber einige davon. Zwei ganz große Themen sind natürlich Gnade und Freiheit.

„Freiheit“ ist ja auch der Titel Ihres Albums, in zwei Liedern geht es ganz konkret darum. Warum ist Ihnen das so wichtig?

Das war ein wesentliches Element der Reformation. Gott ist immer ein Gott der Freiheit und Jesus hat die Botschaft ganz klar gemacht, dass er uns Freiheit schenkt. Er bringt uns Freiheit durch seine Gnade – also zwei Schlüsselbotschaften des christlichen Glaubens, die aber in der Kirche zur Zeit der Reformation verschüttgegangen waren. Und ich glaube, dass wir auch heute immer wieder Gefahr laufen, uns zum Beispiel in Religiosität zu verstricken. Das ist nicht Freiheit.

Was meinen Sie mit Religiosität?

Ein Mensch, der religiös ist, sucht sein Heil durch Formen oder durch das richtige Verhalten. Das ist aber nicht die Essenz des christlichen Glaubens. Das ist nicht das, was Jesus uns gelehrt hat und was das Kreuz sagt. Das Kreuz sagt nicht: Wenn du alles richtig machst, dann wirst du gerettet. Das Kreuz sagt: Wenn du an mich glaubst, Jesu Tod am Kreuz für dich annimmst, dann wirst du gerettet. Und das bringt Freiheit: wenn ich nicht selber alles tragen muss, weil die Last meines Lebens nicht auf meinen Schultern liegt, sondern weil Gott sie schon getragen hat. Damit macht er mich frei, zu leben.

Sie haben auch das Lied „Die Gedanken sind frei“ aufgenommen. Das ist weder christlich, noch reformatorisch. Warum ist es auf der Platte?

Selber denken und damit auch im Denken eine Freiheit ausüben – das war eine Offenbarung für die Menschen zur Zeit der Reformation. Das habe ich gedanklich sofort mit diesem Volkslied in Verbindung gebracht.

Ist die Freiheit der Gedanken bedroht, oder warum ist das heute relevant?

Ich glaube, dass es für jeden immer eine Herausforderung ist, in seinen Gedanken frei zu bleiben. Die Frage ist, was heißt diese Freiheit: frei wovon, frei wohin?

Wo stellt sich diese Frage zum Beispiel?

Zum Beispiel: Denke ich wirklich, dass Gott mich liebt? An der Oberfläche kann ich sagen, ja. Aber eigentlich fühle, handle, denke ich vielleicht so, als müsste ich trotzdem noch etwas verdienen. Dann sind meine Gedanken nicht wirklich frei. Im Römerbrief steht ja auch: „Erneuert euer Denken.“ Paulus hat das damals den Christen als Auftrag gegeben. Ganz viel von dem, was Jesus zu seiner Zeit weitergegeben hat, war eine Herausforderung an die Denkweise der Menschen.

Sie singen in einem Lied: „Du bist meine Reformation.“ Wo in Ihrem Leben hatten Sie ein Reformationserlebnis?

Es gibt immer wieder Phasen, wo ich Gott besonders intensiv erlebe oder wieder neu etwas von seiner Gnade oder seiner Liebe verstehe. Seit ich 1995 bewusst Christ geworden bin, hatte ich das immer wieder. Die letzte starke Erneuerung und Dimensionserweiterung habe ich zwischen 2012 und 2014 erlebt, als ich an einer Ministry-Schule in Kalifornien studierte. Da hatte ich viele starke Erlebnisse, die mir zeigten, was Gottes Liebe bedeutet. Das waren richtige Offenbarungsmomente, die meinen Glauben erneuert und gestärkt, mich sehr ermutigt haben.

Im Vorfeld Ihrer Produktion haben Sie mit der Reformations-Botschafterin Margot Käbmann gesprochen. Hat sie Sie inspiriert für das Album?

Auf jeden Fall, das Gespräch mit ihr war für mich sehr wichtig. Bevor die Texte geschrieben wurden, habe ich sie und auch andere gefragt, was für sie Reformation bedeutet und welche Themen wichtig sind. An dieser Themenliste, die aus dem Gespräch entstand, haben wir uns bei den Texten orientiert. Sie hat mich auch darauf hingewiesen, dass Reformation nicht nur Luther ist, sondern dass noch andere wichtige Leute beteiligt waren. Thomas Müntzer, Philipp Melancthon, die Frauen der Reformation. Bei der Liedauswahl für die Platte rankt es sich dann aber doch sehr um Luther, weil es über ihn am meisten zu erzählen gibt und er einfach eine Schlüsselfigur war.

Dieses Album ist ja nicht das erste, auf dem Sie alte Kirchenlieder „in neuem Gewand“ aufnehmen. Worin liegt der Reiz, diese Lieder neu aufzubereiten?

Ich liebe das sehr, zu entdecken, zu verändern und zu interpretieren. Das geht mit alten Kirchenliedern sehr gut. Ich bin eine Liebhaberin von schönen Worten, von Gedichten, von Poesie. Das ist auch der Grund, warum wir keine Platte nur mit Lutherliedern gemacht haben. Für mich ist der Meister der Kirchenlieddichtung immer noch Paul Gerhardt, dessen Lieder ich zuerst neu vertonte. Martin Luthers Sprache finde ich nicht besonders poetisch. Er war eher kernig und manchmal eckig in seinen Formulierungen und zeitlich auch noch mehr im Mittelalter verankert. Sprache ist für mich immer ganz wichtig. Aber auch dieser Zusammenhang aus Melodie und Worten. Jedes Lied ist für sich einfach ein Kunstwerk, ein vertontes Gedicht – und wenn es schön ist, ist es schön, egal, ob es 700 Jahre alt ist oder 200 oder zehn.

Die alten Choräle sind vom Rhythmus und der Melodieführung anders aufgebaut als viele moderne Lieder. Taugen sie heute noch für den Gesang in der Gemeinde?

Ich kenne es aus Gottesdiensten und Gemeinden, wo eigentlich

eine sehr moderne Musikform gewählt wird, dass da auch immer wieder alte Kirchenlieder und Choräle gespielt werden und dass die Leute sie sehr gerne mitsingen – wenn sie sie kennen, das ist wichtig. Und dass sie auch etwas damit anfangen können. Zu „Ein feste Burg ist unser Gott“ habe ich zum Beispiel am Anfang ganz wenig Zugang gehabt.

Was war die Schwierigkeit?

„Ein feste Burg ist unser Gott“ – wenn ich an Gott denke, denke ich erst einmal nicht an eine Burg. „Ein gute Wehr und Waffen“ – ich denke auch nicht an Waffen, wenn ich an Gott denke. Das ist eine Formulierung, die ich nie benutzen würde. Und bei dieser eher marschmäßigen Melodie denke ich eher an Militär, aber nicht an Hingabe an Gott. Das haben wir mit unserem musikalischen Ansatz etwas verändert und dann wirkt es gleich anders. Das ist auch ein Reiz für uns, dass man ein Lied so oder so interpretieren und gestalten kann. Letztlich ist es ja eine Psalmvertonung. In der Bibel gibt es im Alten Testament auch militärische Sprache. Aber es geht ja um etwas anderes, darum, dass Gott derjenige ist, der uns beschützt und versorgt und unsere Zuflucht ist. Da steht „Ein feste Burg“ neben „Du bist mein Zufluchtsort“, die Aussage ist die gleiche, nur anders ausgedrückt. Sie unterrichten Popgesang im kirchenmusikalischen Bereich an der Universität der Künste in Berlin. Was wünschen Sie sich für die Musik in der Gemeinde?

Ich wünsche mir für die Musik in der Gemeinde zum einen Qualität, zum anderen Vielfalt. Nach meiner Beobachtung haben wir entweder alte, klassische Musik, wir haben Orgel, Klavier, Choräle, die meisten Lieder im Gesangbuch sind hunderte Jahre alt. Auf der anderen Seite haben wir Rock, Pop, Gitarre, Verstärkung und eine relativ einheitliche, moderne Gemeindemusik. Ich finde den Musikstil in der deutschen Gemeinde relativ einseitig. Das spiegelt nicht die Vielfalt der Menschen wider, die wir sind, und die Vielfalt Gottes schon gar nicht. Deshalb fände ich es toll, wenn Musik viel bunter werden würde und gleichzeitig qualitativ hochwertiger. Es reicht nicht, wenn ich mir gerade mal meine Gitarre schnappe und zwei Akkorde spiele. Das Argument „Es ist ja für den Herrn, da ist es egal, wie gut es ist“ ist nicht überzeugend. Exzellenz ist auch etwas, das auf Gott hinweist, seine Schönheit und Größe widerspiegelt. Aber eben auch Vielfalt. Beides ist gleich wichtig. Luthers Lieder sind zwar musikalisch nicht die hochwertigsten, aber er hat viel Arbeit in seine Worte gesteckt, und seine Lieder sind Hits geworden und haben etwas bewirkt – nämlich dass viele Menschen die Inhalte der Bibel und des Glaubens erlebt, gespürt, erfahren haben.

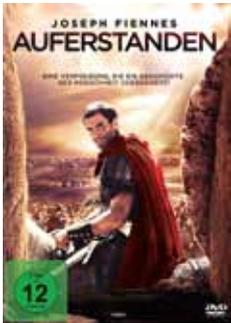
Vielen Dank für das Gespräch. ■



Auf ihrem neuen Album „Freiheit“ beschäftigt sich Sarah Kaiser mit neuen Bearbeitungen von Luther-Chorälen, eigenen Liedern und vertonten Texten anderer Autoren mit Themen der Reformation. Es ist ab 26.8. im Handel erhältlich. 17,99 Euro, Gerth, ISBN 4029856395630

Musik, Bücher und mehr

Aktuelle Veröffentlichungen, vorgestellt von der pro-Redaktion



Der beste Bibelfilm

Noch nie war die Auferstehung Jesu im Kino so greifbar und miterlebbar wie im Film „Auferstanden“, der im März in die Kinos kam und nun auf DVD erhältlich ist. Der Zuschauer begleitet den römischen Hauptmann Clavius – Joseph Fiennes, der 2003 die Hauptrolle im Film „Luther“ spielte – bei seiner Suche nach der Wahrheit um den verschwundenen Leichnam Jesu. Die Geschichte ist packend erzählt. Der Clou an „Auferstanden“ ist, dass der römische Hauptmann Clavius, den es historisch nicht gab, zur Identifikationsfigur des Zuschauers wird. Man schlüpft mit ihm in die Rolle des Zweiflers, der die Geschichte vom Auferstandenen rational und möglichst schnell als Märchen aufklären will. Doch dann begegnet er dem auferstandenen Jesus persönlich, und danach ist nichts mehr wie vorher. | **JÖRN SCHUMACHER**

„Auferstanden“, DVD, FSK 12, 103 Minuten, 14,99 Euro, Gerth, ISBN 4030521742116



Immer wieder „Repeat“ drücken

Das Album „Hardlove“ der amerikanischen Band „Needtobreathe“ (Die Notwendigkeit, zu atmen) ist das perfekte Album für den Sommer. Dank Hammond-Orgel, Saxophon und fetzigen Gitarrensounds ist von Langeweile bei dem kreativen musikalischen Mix, der sich etwa zwischen Britpop, Rock ‘n’ Roll und Guter-Laune-Musik verorten lässt, nichts zu spüren. Wo Songs wie „Happiness“ ermutigen, in den See zu springen, gibt man sich bei melancholischen Liedern wie „Let’s Stay Home Tonight“ eher der Sonnenuntergangsstimmung hin. Ähnlich abwechslungsreich und vor allem persönlich sind die Texte, die vom Umgang mit Ruhm und Geld über Liebesbekundungen bis hin zum Glaubensbekenntnis reichen. Bei dieser CD wünscht man sich, der Sommer möge unendlich anhalten. Übrigens nicht nur hörensenswert, die Rückseite des Covers ist auch sehenswert. | **ANNE KLOTZ**

Needtobreathe: „Hardlove“, 14,95 Euro, SCM Hänssler, EAN 0075678665158



Irisch inspirierte Hymnen

13 neue Lobpreis-Hymnen bieten Keith und Kristyn Getty auf ihrem neuen Album „Facing A Task Unfinished“. Alle Songs sind eingängig, dabei aber keinesfalls langweilig. Langsame und schnelle Rhythmen bilden einen guten Mix zwischen besinnlichen und eher kraftvollen, schnellen Hymnen. In mehr als einem Stück kommen die irischen Wurzeln der Musiker durch. „Lift High The Name Of Jesus“, „We Believe (Apostles Creed)“ und „Psalm 24 (The King Of Glory)“ sind besonders durch irische Folk-Musik geprägt. Zu den Special Guests des Albums gehört unter anderem die südafrikanische A-cappella-Gruppe „Ladysmith Black Mambazo“, die „O Children Come“ einen exotischen Touch verleiht. Kristyns klare und kräftige Stimme lässt die Hymnen besonders feierlich klingen. Eine Empfehlung für alle, die schon vorige Kompositionen des Duos wie „In Christ Alone“ lieben. | **SWANHILD ZACHARIAS**

Keith & Kristyn Getty: „Facing A Task Unfinished“, 14,95 Euro, Integrity Music Europe Ltd., ASIN B01EJQoFIC



Grooven mit kosmopolitischem Touch

Wer mit Musik eine Reise um die Welt machen will, ist bei der niederländischen Band „Trinity“ richtig. Die neue CD „Desert Rain“ startet zwar etwas ruhiger mit dem gleichnamigen Titelsong, einem Instrumental-Titel und „Rise Again“, danach wird es aber energischer. In ihrem mitreißenden Worldbeat bündeln die vier Musiker auch auf diesem Album südamerikanische Rhythmen, irischen Folk, Pop-Einflüsse und afrikanische Beats zu Gottes Ehre. Dieser Mix ist wie ein erfrischender Cocktail, aus dem man immer noch eine weitere Zutat herausschmeckt. Wie auf dem Vorgängeralbum „Mundo“ leiht die kenianische Sängerin Neema Ntalel der Band für mehrere Lieder ihre Stimme und zaubert damit afrikanisches Flair auf das Album. „Desert Rain“ ist die perfekte Sommer-CD, Lieder wie „Satellite Television“ mit Brass-Untermalung laden zum Grooven ein – am besten unter freiem Himmel. | **MARTINA BLATT**

Trinity: „Desert Rain“, 16,95 Euro, Trinity Music/SCM Hänssler, ISBN 9789081451598



Bruchlandungen sind Sternstunden des Lebens

Mit dem Buch „Leben am reich gedeckten Tisch“ will die Autorin Nicola Vollkommer Leser wieder zu einem leidenschaftlichen Glauben einladen, gerade wenn es ihnen nicht so gut geht. Für die Autorin, die in England geboren wurde und in Nigeria aufwuchs, sind die Bruchlandungen des Lebens die eigentlichen Sternstunden des christlichen Daseins, weil sie demütig machten. Aus einer persönlichen Glaubenskrise heraus entdeckte Vollkommer „mit einer hungrigen Seele“ die Worte Gottes neu. Motivisch ist die Auswahl der Kapitel deshalb grob an biblische Speisen angelehnt. Die Autorin bettet die ausgewählten Bibelstellen in heutige Alltagssituationen ein. Dafür greift sie auf teils sehr persönliche Geschichten aus ihrem Umfeld und den christlichen Fantasy-Schriftsteller C. S. Lewis („Die Chroniken von Narnia“) zurück. Vollkommer findet so immer wieder erfrischende Gedanken zur Heiligen Schrift. | **MICHAEL MÜLLER**

Nicola Vollkommer: „Leben am reich gedeckten Tisch“, 256 Seiten, SCM R. Brockhaus, 16,95 Euro, ISBN 9783417267822



„Würden Sie Außerirdische taufen?“

Zwei schlaue Menschen unterhalten sich über Gott und die Welt. So könnte man das Buch zusammenfassen, das zwei Jesuiten von der vatikanischen Sternwarte in Rom gemeinsam verfasst haben. Das unterhaltsame und lehrreiche Buch „Wo war Gott, als das Universum geschaffen wurde?“ klärt unter anderem die Frage, ob man Außerirdische taufen sollte. Die Autoren Guy Consolmagno und Paul Mueller sind Naturwissenschaftler und gläubige Katholiken. Der Leser kann den beiden Gelehrten lauschen, wie sie jene Fragen besprechen, die ihnen immer wieder im Observatorium gestellt werden. Einen Widerspruch zwischen Naturwissenschaft und Glaube können sie nicht ausmachen. Im Gegenteil, für einen forschenden Menschen sollten sich beide sogar ergänzen. Die Frage, ob er einen Außerirdischen taufen würde, beantwortet Consolmagno übrigens so: „Nur wenn er darum bittet.“ Noch spannender sei aber die Frage: „Würden Sie sich von einem Außerirdischen taufen lassen?“ | **JÖRN SCHUMACHER**

Guy Consolmagno und Paul Mueller: „Wo war Gott, als das Universum geschaffen wurde?“, 256 Seiten, 19,99 Euro, Herder, ISBN 9783451342653



Gegen den Strom der Gestressten

Stefan Höchsmann geht als erfolgreicher Unternehmer fast im Stress unter. Wie er ihm dennoch entkommt und was Gott damit zu tun hat, beschreibt er in dem Buch „Gegen den Strom der Gestressten“. Obwohl er materiell alles hat, ist er doch einsam. Als er beginnt, in der Bibel zu lesen, und sich für den Glauben an Jesus entscheidet, wirkt sich das auch auf sein Berufsleben aus: Er investiert viel Energie in Werte; als Chef setzt er auf inspirierende Begegnungen: mit anderen Menschen und mit Gott. Sein Buch ist nicht nur eine spannende Lebensgeschichte, sondern auch ein Plädoyer dafür, gegen den Strom zu schwimmen. Der Autor kritisiert das unbarmherzige Lebenstempo ebenso wie den Druck der ständigen Erreichbarkeit. Er wirbt deutlich für den Anker, den er im Glauben gefunden hat. Das kurzweilige Buch könnte ein Haltepunkt sein: für Leser, die sich im Stress befinden und ein Stoppschild brauchen. Und es mahnt, sich wieder auf die wesentlichen Dinge zu konzentrieren. | **JOHANNES WEIL**

Stefan Höchsmann: „Gegen den Strom der Gestressten“, 240 Seiten, 9,99 Euro, Brunnen, ISBN 9783765543036



Mit Jesus bei Miss Germany

Die amtierende Miss Germany Lena Bröder, von Beruf Religionslehrerin, schreibt in ihrem Buch „Das Schöne in mir“ über ihr Leben und ihren Glauben, über Schönheitswettbewerbe und Vorurteile. Sie will mit dem Bild, Schönheitsköniginnen seien „blöd, blond, im Bikini und völlig unecht“, aufräumen. Dabei gewährt sie einen Blick hinter die Kulissen der Wettbewerbe, die ihr zu mehr Authentizität verholfen hätten, und auf ihr Leben als Miss Germany. Bröder schreibt zudem, was ihr der Glaube bedeutet und wie Jesus ein Vorbild für ihren Unterricht ist. Und das alles sehr ehrlich, direkt und offen. Das macht das Buch sehr lesenswert. | **MARENA RUPPERT**

Lena Bröder: „Das Schöne in mir. Mit Glaube zum Erfolg“, 160 Seiten, 16,99 Euro, Herder, ISBN 9783451376153

BRUDER GEGEN BRUDER. SKLAVE GEGEN IMPERIUM.

BEN HUR

IN DIGITAL 3D. IN AUSGEWÄHLTEN KINOS AUCH IN 2D.

AB 1. SEPTEMBER 2016
IM KINO



[f/BenHurDE](#) [BenHur-Film.de](#) [#BenHur](#) [@Paramount_Kino](#)
[@Paramount_Pictures_Germany](#) [YouTube/ParamountPicturesGER](#)

**HOCHKARÄTIGER FILM.
STARKE BOTSCHAFT.**

Versöhnung statt Hass, Friede statt Gewalt
– durch Jesus. Der Klassiker neu verfilmt.
Geeignet für Glaubenskurse, Hauskreise,
Jugendarbeit, Konfirmanden.
Empfohlen vom Christlichen
Medienverbund KEP.

Jetzt Arbeitsmaterial kostenlos vorbestellen!

www.kep.de/benhur | Telefon (0 64 41) 91 51 52